

# Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weined in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

## Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Bernice wandte sich in eine Nebenstraße, bei jedem Schritte mehr müde und weniger anspruchsvoll werdend, und endlich blieb sie vor einem der gastigsten Häuser stehen und fragte nach einer Wohnung.

Die Miethfrau, eine große, sehr derb und ordinär aussehende Person, fragte mit rauher Stimme sogleich nach Bernice's Empfehlungen. Als sie erfuhr, daß sie sich auf Niemanden berufen könne, weigerte sie sich, sie nur weiter anzuhören und wandte sich mit so höhnischen Worten ab, daß die junge Marquise vor Entrüstung über und über erröthete.

Bernice setzte ihr Suchen fort, aber dieser erste Mißerfolg blieb nicht vereinzelt; sie fragte fast überall vergebens nach.

Fast erschöpft ging sie am Mittag wieder in einen Kuchenbäckerladen und ließ sich dort eine Tasse Thee und etwas Gebäck geben. Als sie sich ein wenig gestärkt hatte und zahlen wollte, fragte sie, ob in der Nachbarschaft nicht Wohnungen zu haben wären, und fügte hinzu, daß sie in London fremd sei und keine Empfehlungen habe.

„Es giebt Wohnungen genug in der Nähe, Miß,“ erwiderte die Ladenbesitzerin, „aber es werden gewöhnlich Empfehlungen verlangt. Jrgend eine Vermietherin wird sich vielleicht damit begnügen, wenn Sie im Vorhinein bezahlen. Ein junges Mädchen wie Sie sollte sich nicht so ganz allein herumtreiben, um eine Wohnung zu suchen. Sie haben gewiß irgendwo Verwandte?“

„Meine Verwandte sind todt,“ sagte Bernice mit bebenden Lippen. „Mein Vater war Pfarrer in Schottland. Ich stehe allein in der Welt, Madame, und bin hierher gekommen, um mir mein Brod zu verdienen. Ich möchte gern eine Wohnung haben, um mir dann eine Stelle als Gouvernante suchen zu können.“

„Ich glaube Ihnen, Miß,“ sagte die Frau plötzlich, nachdem sie lange in das liebliche Gesicht Bernice's gesehen hatte; „und ich will Ihnen ein anständiges Haus empfehlen, in dem Sie vielleicht eine Wohnung bekommen können. Es ist gleich um die Ecke, in der Victoriastraße, bei einer sehr guten Kundin von mir — einer Frau, die sich schon ein sehr hübsches Sünmchen erworben hat. Ihr Name ist Mrs. Sharp. Wenn Sie ihr im Voraus bezahlen und sagen, ich habe Sie geschickt, so wird Sie die Frau gut aufnehmen und halten, so lange Ihr Geld dauert; und von Fremden können Sie wohl nicht mehr verlangen, Miß!“

Bernice stimmte bei, ließ sich von der Kuchenbäckerin Mrs. Sharp's Adresse geben und machte sich dann auf den Weg.

Um die Ecke biegend, sah sich Bernice in der etwas schmutzigen Victoriastraße, und hatte bald das bezeichnete Haus erreicht, welches freundlicher und netter ausah, als seine Nachbarn. Die Steintreppen waren sehr rein, die Fenster alle makellos und der Messingknopf glänzte wie Gold. Bernice klopfte einige Male.

Eine Dienerin öffnete, führte Bernice, die nach Mrs. Sharp fragte, in ein kleines Empfangszimmer und eilte dann fort, um ihre Herrin zu holen. Bernice schaute sich in dem Zimmer um. Es sah ungemein anständig aber etwas kahl und düster aus.

Schwere Schritte wurden draußen hörbar und gleich darauf trat Mrs. Sharp in's Zimmer. Bernice stand auf, verneigte sich höflich und trug ihr Anliegen vor. Mrs. Sharp hörte ihr zu, ohne sie zu unterbrechen.

„Also Mrs. Gibbons schickte Sie mir?“ bemerkte sie, Bernice mit kalten prüfenden Blicken betrachtend. „Und Sie haben keine Empfehlungen? Ich bin stolz auf die Ehrenhaftigkeit meines Hauses, Miß. Ich muß den Ruf erhalten

den ich meinem Hause verschaffte, und Mrs. Gibbons weiß, daß ich hauptsächlich auf Empfehlungen sehe."

"Aber ich bin fremd in London," sagte Bernice sanft und in halb stehendem Tone. "Ich bin sehr ermüdet, Madame, und sehne mich nach einem Ruheplatz. Mein Vater war Pfarrer und ist kürzlich gestorben. Ich muß mir jetzt selbst mein Brot verdienen und es wird mir von Vortheil sein, wenn ich sagen kann, daß ich in einem anständigen Hause wohne. Ich will Ihnen im Vorhinein die Miethe zahlen."

"Nun, wenn Sie das wollen, keine großen Ansprüche machen, wenn Sie auch keine Gesellschaften empfangen und Abends nicht ausgehen," sagte Mrs. Sharp, "so habe ich nichts dagegen, Sie aufzunehmen. Aber Eins muß ich Ihnen sagen: wenn Sie kein Geld mehr haben, müssen Sie fortgehen, denn ich behalte weder arme noch kranke Miether. Sind Sie damit einverstanden?"

"Ja," sagte Bernice, "ich willige in Alles."

"Dann können Sie diesen Abend kommen. Es ist ein Kamin in Ihrem Zimmer, und Sie können sich den Kaffee selbst kochen. Gebratenes Fleisch bekommen Sie in der Nähe beim Delicatessenhändler. Wollen Sie jetzt das Zimmer ansehen?"

"Wenn es Ihnen gefällig ist, Madame. — Ich — ich würde gern gleich bleiben," sagte Bernice muthig, obwohl mit erglühenden Wangen.

"Wirklich?" rief Mrs. Sharp argwöhnisch aus. "Wo ist Ihr Gepäc?"

"Alles, was ich besitze, ist in dieser Tasche, Madame. Ich bin arm."

"Om! Das dachte ich mir gleich. Wo waren Sie die vergangene Nacht? Sind Sie schon lange in London? Woher kommen Sie?"

"Ich komme von den Hebrideninseln," antwortete Bernice einfach und würdevoll. "Ich bin erst einen Tag hier und war in einem Gasthose."

"In welchem Gasthose?"

Bernice schwieg. Sie senkte die Augen nicht unter dem scharfen, prüfenden Blick der Fragenden und aus ihren edlen, schönen Zügen leuchtete die ganze Unschuld und Reinheit ihres gänzlich unverdorbenen Herzens.

Mrs. Sharp war eine welterfahrene Frau und erkannte sofort Bernice's reines, edles Wesen. Aber sie konnte sich nicht erklären, warum sie nicht sagen wollte, wo sie die vergangene Nacht gewohnt hatte.

"Ich sehe," sagte sie scharfsinnig, "Sie sind aus Ihrem Hotel davongelaufen, Miß."

Bernice erschrak. Mrs. Sharp lächelte triumphirend.

"Sie sehen, Sie können mich nicht täuschen," sagte die Frau, über ihren eigenen Scharfsinn entzückt. "Sie sind aus Ihrem Hotel davongelaufen, um Ihre Rechnung nicht bezahlen zu müssen. Ihr Koffer ist vielleicht als Pfand dort geblieben. Ich kenne die Welt und habe genug solche Leute gesehen; aber bei mir geht so etwas nicht. Mein Zimmer kostet sechszehn Shilling die Woche, im Vorhinein bezahlt; und ohne Geld kein Zimmer; das ist mein Motto. Wenn Sie das Zimmer jetzt sehen wollen, kommen Sie."

"Bernice willigte ein, und Mrs. Sharp führte sie drei Treppen hoch in ein ziemlich großes Zimmer, dessen drei Fenster nach der Straße gingen. Es waren nur die nöthigsten Möbel in dem Zimmer, was ihm einen etwas

fahlen und öden Anstrich gab, aber es herrschte eine äußerst sorgfältige Nettigkeit und Sauberkeit daselbst.

Bernice erschien dieses einfache Gemach wie ein Hafen der Ruhe.

"Hier ist die Miethe für die erste Woche," sagte sie, während sie ihre Briestafche herauszog und eine Banknote aus derselben nahm.

Mrs. Sharp sah, daß sie noch mehr Geld hatte, und erlaubte ihr zu bleiben.

Bernice verlangte von Mrs. Sharp auch die Erlaubniß, für eine separate Bezahlung ihr Dienstmädchen zu Commissionen benützen zu dürfen, und eine Stunde später hatte sie es sich in ihrem neuen Dabeim bequem gemacht.

Die Dienerin, ein gutmüthiges Mädchen mit ehrlichem Gesichte, machte ihr die nöthigsten Einkäufe und brachte ihr auch eine Nummer der "Times".

Während das Mädchen ihr den Thee bereitete, saß Bernice vor dem Kamin und durchslog die Spalten der Zeitung, eine Ankündigung suchend, worin man eine Gouvernante suchte. Sie fand aber nichts, was ihr gefiel.

"Ich will selbst ein Inserat aufgeben," dachte sie, von einer plötzlichen Idee ergriffen, "will ganz aufrichtig angeben, was ich leisten kann und wahrlich, unter den vielen, vielen Familien in England wird doch eine sein, die mich brauchen kann."

Sie überdachte diese Idee, während sie ihren Thee trank, und als sie später allein war, schrieb sie ein Inserat auf, in welchem sie sich für eine Waise ausgab, welche, fremd und ohne Empfehlungen, eine Stelle als Gouvernante suche. Sie gab darin ihre Fähigkeiten an, sowie den Hinweis, daß sie ein mäßiges Honorar beanspruche.

Dieses Inserat übergab sie ihrer Dienerin zur Beforgung, und blieb dann wieder allein mit ihren Gedanken und Plänen. Als sie am Abend ihre Baarschaft zusammenzählte, bemerkte sie zu ihrem Entsetzen, daß sie bedeutend vermindert war.

"Ich muß etwas zu thun bekommen, ehe Alles dahin ist," dachte sie. "In jedem Falle habe ich einen anständigen Zufluchtsort gefunden. Ich will sparen mit Speise und Trank, um mit meinem Gelde so lange als möglich auszukommen. Aber was immer auch meine Entbehrungen sein mögen, ich werde wenigstens nur von mir allein abhängen. Gilbert kann nicht länger erwarten, daß ich ihn lieben oder heirathen werde. Armer Gilbert! Mein treuer Freund, dessen einziger Fehler es ist, daß er mich zu sehr liebt. Aber das Weib, das Rog's Gattin gewesen ist und von ihm geliebt wurde, darf von keinem Anderen geliebt werden! Ich habe aber auch erfahren, daß ich mich von Gilbert Monk nicht erhalten lassen darf, ohne mir und ihm zu schaden, und ich will mich selbst fortbringen. Armer Gilbert! Ich möchte wissen, ob er mich heute gesucht hat. Was er jetzt wohl thun mag?"

#### Achtunddreißigstes Kapitel.

Lady Chelwynd wagte sich während der nächsten drei Tage nicht aus dem Hause, in dem sie eine Unterkunft gefunden hatte. Sie machte keinerlei Bekanntschaften, denn es wohnten durchwegs nur Leute in dem Hause, welche einem Berufe nachzugehen hatten, und die sich um Nebenmiether

nicht kümmern konnten. Vernice hatte sich Mrs. Sharp als Miss Gwyn vorgestellt, denn sie glaubte, unter diesem Namen vollständig sicher zu sein.

Diese wenigen Tage der vollständigen Abgeschlossenheit wurden von Vernice nicht im Müßiggange zugebracht. Sie pflegte ihren verletzten Arm, der von Stunde zu Stunde besser wurde; sie studirte die Zeitungen und antwortete auf Ankündigungen, aber ihre Antworten wurden in keiner Weise berücksichtigt. Es schien Niemand eine Gouvernante ohne Empfehlungen zu brauchen.

Am zweiten Tage nachdem Vernice bei Mrs. Sharp eingezogen war, erschien ihr Inserat in drei Morgenblättern. Das Dienstmädchen brachte ihr dieselben und Vernice las die einfache Ankündigung unzählige Male, sich fragend, was ihr dieselbe wohl bringen werde.

Den ganzen Tag wartete sie ungeduldig und wagte es nicht, allein das Haus zu verlassen. Abends schickte sie das Mädchen in die verschiedenen Zeitungsbureau's und dasselbe brachte ihr einen ganzen Pack Briefe, an „Miss G.“ gerichtet.

Vernice hatte sich zwei Lichter angezündet und fuhr eifrig und hoffnungsvoll aus dem Lehnstuhle auf, in welchem sie vor dem Tische saß.

„Alle für mich?“ fragte sie mit leuchtenden Augen. „Ach, es giebt überall gute Herzen. Hier wird mir wohl mehr als eine Heimath zur Auswahl geboten.“

Das Mädchen legte die Briefe vor sie hin und zog sich bald darauf zurück. Vernice legte sie alle in ihren Schoß und wollte sich eben daran machen, sie zu durchlesen, als an der Thür geklopft wurde und gleich darauf Mrs. Sharp bei ihr eintrat.

„Susanna sagte mir, daß Sie viele Antworten auf Ihr Inserat erhalten haben, Miss Gwyn,“ sagte Mrs. Sharp in nicht unfreundlichem aber sehr neugierigem Tone; „und ich habe mir erlaubt hereinzukommen, um die Briefe mit Ihnen zu durchlesen. Sie sind ein junges Geschöpf und wissen von der Welt nicht mehr als mein weißes Käzchen. Es giebt viel schlechte Leute in London, und ich bin überzeugt, die Wolfsklaue wird sich in mehr als einem dieser Briefe verathen. Sie brauchen nicht so zu erröthen, Miss, ich sage Ihnen die Wahrheit. Vertrauen Sie einer Person, die alt genug ist, Ihre Mutter sein zu können. Ich gestehe es, daß ich kein weiches Herz habe, aber ich möchte doch sehr ungern ein unschuldiges junges Mädchen in eine ihr gestellte Falle gehen sehen.“

Ihr Ton und Wesen blieben nicht ohne Eindruck auf Vernice. Sie lud Mrs. Sharp ein, sich zu setzen, und nahm ihr Anerbieten dankbar an; dann öffnete sie die Briefe und las sie laut, während Mrs. Sharp ihr Urtheil darüber aussprach.

Es war gut für die unschuldige Vernice, daß sie den Beistand der erfahrenen Frau angenommen hatte. Von den zwölf Briefen waren zwei directe Beschimpfungen, in so rohen und unverkennbaren Ausdrücken abgefaßt, daß Vernice sie mit glühenden Wangen in's Feuer schleuderte, und drei andere waren nicht weniger beleidigend, weil sie in gewählterer, feinerer Sprache ausgedrückt waren; dennoch entdeckte Vernice das Schlangengift erst dann darin, als es ihr von Mrs. Sharp angedeutet wurde. Drei Briefe aus der Liste enthielten Circulare von Dienstvermittlungsanstalten für Gouvernanten, welche sich verpflichteten, für eine nicht unbe-

deutende Summe der Inserentin die gewünschte Stelle zu verschaffen.

Die übrigen vier Briefe waren eigentliche Antworten auf Vernice's Inserat und sie studirte dieselben mit vielem Ernste. Aber in allen diesen Briefen wurde der Anspruch auf Zeugnisse und gute Empfehlungen gemacht, welche Vernice leider nicht hatte.

„Ach,“ sagte sie endlich bitter, als sie alle Briefe durchgelesen hatte, „warum antworten alle diese Leute, da ich doch ausdrücklich erwähnte, daß ich keine Empfehlungen habe. So viele Briefe und kein Erfolg.“

„Ich habe gar nicht geglaubt, daß Sie überhaupt einen Brief bekommen würden, Miss Gwyn,“ bemerkte Mrs. Sharp. „Es haben schon viele Damen bei mir gewohnt, welche auf diesem Wege Stellen suchten, sie erhielten aber nie eine andere Antwort, als die Circulare von den Agenten.“

„Ich werde mich morgen wohl an diese wenden müssen,“ seufzte Vernice.

„Das wird Ihnen sehr wenig nützen, Miss. Ich rathe Ihnen, damit kein Geld zu verschwenden.“

„Giebt es etwas Anderes, was ich thun könnte, ohne Empfehlungen besitzen zu müssen?“

„Sind Sie eine geschickte Näherin? Können Sie Kleider machen? Verstehen Sie irgend ein Geschäft oder Handwerk? Nein? Dann steht's schlimm mit Ihren Aussichten. Eine feine Dame, die keinen Erwerbszweig, kein Geld und keine Freunde hat, ist in der That ein hilfloses Wesen. Ich weiß wahrlich nicht, was aus Ihnen werden soll. Sie können nicht erwarten, daß ich Sie länger behalte, als Ihr Geld dauert.“

„Gewiß nicht.“

„Ich plage mich sehr um mein Geld,“ fuhr Mrs. Sharp in bedauerndem Tone fort, „und kann Niemanden umsonst beherbergen, der zu faul oder zu fein zum Arbeiten ist. Das will ich nicht.“

Es war ein Ausdruck in ihren Augen, vor dem Vernice erschrocken zurückbebt. Sie sah, daß Mrs. Sharp kein Geld durch sie verlieren wollte, aber sie ärgerte sich nicht über das Benehmen der Frau. Im Gegentheil, sie antwortete in leisem, traurigem Tone:

„Ich möchte arbeiten, Madame, und suche voll Eifer eine Arbeit. Kann ich kein Gewerbe lernen? Kann ich nicht lernen, Hüte oder Kleider zu machen?“

„Wer soll Sie das lehren und das nothwendige Lehrgeld zahlen? Ich sehe keinen andern Ausweg für Sie, als in einen Dienst zu gehen; aber welche Dame wird sich ein so feines schönes Dienstmädchen ins Haus nehmen? Ich habe mit der Pfarrerin, die unten wohnt, von Ihnen gesprochen, Miss, und sie glaubt, daß Sie entweder aus der Schule, von zu Hause, oder sonst von Freunden durchgegangen sind, und daß es nicht recht von mir ist, Sie zu beherbergen. Ich rathe Ihnen ernstlich, Miss, wenn es so ist, Ihren Freunden zu schreiben, daß dieselben Sie von hier abholen sollen.“

„Ich war nie im Leben in einer Schule,“ sagte die junge Lady; „ich habe weder Heimath noch Freunde jetzt, wo meine Eltern todt sind. O, diese Welt ist sehr hart gegen die Armen und Freudlosen. Es scheint für mich kein Platz in derselben zu sein!“

„Es ist ein Platz für die Hilflosen im Armenhause,“ sagte Mrs. Sharp finster. „Ihr Geld wird bald aufgezehrt sein; und dann müssen Sie entweder ins Armenhaus gehen,

ober zu Ihren Freunden zurückkehren, wenn Sie welche haben. Sie können sich überlegen, was ich Ihnen sagte, und wenn Ihr Geld zur Reige geht, können Sie entscheiden, was Sie thun wollen."

"Ich möchte gern für meine Wohnung einen Monat vorausbezahlen," sagte Bernice ganz bleich und mit angstvollem Gesichte. "Ich möchte gerne mir für möglichst lange Zeit ein Obdach sichern."

Sie zahlte den nothwendigen Betrag und Mrs. Sharp schrieb ihr eine Quittung dafür. Dann ging sie fort und Bernice blieb wieder allein.

Jetzt aber kam für die arme Marquise eine Zeit des schwersten Kampfes, der bittersten Entbehrungen.

Sie ging am nächsten Tage in ein Stellenvermittlungsinstitut und ließ sich daselbst einschreiben, wofür sie eine bedeutende Gebühr erlegen mußte. Sie verließ sich aber nicht darauf allein, sondern schrieb auf jedes Inserat, in welchem eine Gouvernante gesucht wurde, eine Antwort oder stellte sich selbst vor. Sie war jetzt muthig geworden und scheute nicht mehr davor zurück, allein die weitesten Wege zu machen. Aber Mrs. Sharp hatte Recht gehabt. Niemand wollte ein junges Mädchen ohne Empfehlungen aufnehmen; wo dieses Mädchen in seiner Feinheit und Eleganz noch dazu deutlich verrieth, daß es nicht zur Arbeit geschaffen und erzogen war. Bernice machte auch alle möglichen Anstrengungen, sich durch Handarbeiten einen Verdienst zu verschaffen; aber vergeblich. Sie war zu ungeübt und unfundig in derartigen Dingen, um mit den Tausenden konkurriren zu können, die sich durch solche Arbeit ihr Leben fristeten.

Sie mußte ihre Schuhe vollständig ab und mußte sich nun neue anschaffen, obwohl sie das Geld nur schwer entbehren konnte. Sie verringerte täglich mehr und mehr ihre Mahlzeiten, bis diese sich endlich nur noch auf Thee und Brod beschränkten. Sie ließ nicht mehr heizen, obwohl ihr Zimmer kalt und feucht war, und versagte sich sogar ein Licht des Abends.

So lebte sie Tage und Wochen unter den bittersten Entbehrungen; der April war vergangen und hatte dem Mai Platz gemacht; aber kein milder freundlicher Sonnenstrahl drang in ihre düstere Stube.

Während dieser ganzen Zeit ihres Aufenthaltes im Hause war Bernice mit Niemandem bekannt geworden. Mrs. Sharp, welche wohl wußte, daß Bernice's Geld zur Reige gehen mußte, betrachtete sie mit wachsender Kälte. Sie konnte sich vorstellen, wie kärglich sie lebte, denn sie sah, daß Bernice täglich bleicher wurde; sie fing an zu fürchten, daß dieselbe bei ihr krank werden würde und sehnte sich danach, daß ihr Monat zu Ende ginge, damit sie sie fortzuschicken könne.

Die ganze Zeit hindurch hatte Bernice Niemanden gesehen, den sie kannte. Gilbert Monk hatte keine Spur von ihr bekommen, obwohl Mrs. Crowl und Flack sie allenthalben suchten, da er überzeugt war, daß sie in London geblieben sei. Er selbst ging nach Chetwynd-Park zurück und wartete daselbst, sicher darauf rechnend, daß sie früher oder später in die geliebte Heimath, die eine solche Anziehungskraft für sie besaß, zurückkehren werde.

So verging der Monat und es blieben nur noch zwei Tage übrig, nach denen Bernice schutz- und obdachlos werden mußte. Sie hatte nur noch wenige Schillinge in ihrer Börse, war schwach, matt und traurig; und nun übermannte sie auch die Sehnsucht, welche Monk vorausgesehen hatte — die

Sehnsucht, Lord Chetwynd noch einmal — zum letzten Male zu sehen.

"Ich werde vielleicht nicht lange leben," dachte sie, "ich muß ihn sehen. Er soll und wird mich nicht sehen. Ich habe noch mein Leichenkleid und kann, wenn Entdeckungsgefahr vorhanden ist, wie früher für einen Geist gelten. Gilbert hat es gewiß längst aufgegeben, mich zu suchen, und arbeitet wohl ruhig in seiner Kanzlei in London. Ich muß Rog noch einmal sehen, ehe Sylvia ihn für sich in Anspruch nimmt. Ich bin in keiner Gefahr, entdeckt zu werden. Ich werde sehr vorsichtig sein; aber ich muß erfahren, wann die Hochzeit ist. Ich sterbe mit dieser Sehnsucht nach Rog!"

Sie konnte dieses glühende Verlangen ihrer Seele nicht bezwingen. Sie überredete sich, nicht entdeckt werden zu können.

Und einen Tag vor dem Ablauf ihrer Miethzeit packte sie ihre Reisetasche und schlich verstoßen und von Niemandem gesehen aus dem Hause, miethete einen vorbeifahrenden Wagen und fuhr nach dem Bahnhofe. Und als es anfang zu dunkeln, saß sie in dem Zuge, der mit ihr nach Eastbourne brauste.

Als sie ihren Bestimmungsort erreicht hatte, stieg sie aus und fuhr in einem Wagen in's Dorf Chetwynd am Meer. Hier befahl sie dem Kutscher, sie im Dorfgasthose zu erwarten, und setzte dann zu Fuße in der dunklen, kühlen Mainacht ihren Weg nach Chetwynd-Park, ihrer verlorenen Heimath, fort.

#### Neununddreißigstes Kapitel.

In demselben Augenblicke, in welchem die unglückliche Lady Chetwynd in Chetwynd-Park, dem Schlosse ihres Vatters, auf eine einsame Dachkammer schlich, um ihr weißes Kleid anzuziehen, in welchem sie, wie sie glaubte, sich ihrem Vatter ungefährdet nahen dürfte, weil sie für ein Gespenst gehalten würde — in demselben Augenblicke saßen Lord Chetwynd und Sylvia Monk allein zusammen im Musikzimmer. Sylvia hatte etwas von ihrer sonstigen Frische eingebüßt; sie sah ängstlich und bekümmert aus, denn ihr Ziel war fast erreicht, sie hatte beinahe schon den Lohn für alle ihre Mühen erlangt — aber Lady Chetwynd lebte, und so lange dies der Fall war, gab es für Sylvia Monk keinen Augenblick vollständiger Sicherheit und ungetrübter Ruhe.

Der Maiabend war kühl und düster, und es brannte daher ein helles Feuer in dem Kamin. Lord Chetwynd ging mit gedankenvoller Miene und über der Brust verschränkten Armen langsam auf und ab. Das durch gelbe Kugeln gedämpfte Licht des Gaslustres beleuchtete Sylvia Monk's dunkle Schönheit, und Lord Chetwynd, welcher sie anschaute, bemerkte zum ersten Male die so ungünstige Veränderung in ihr.

"Was geht mit Dir vor, Sylvia?" fragte er freundlich. "Du siehst schlecht aus."

"O, gar nichts Besonderes, Rog," sagte Miß Monk, ihre Finger auf den Tasten des Klaviers ruhen lassend. "Ich bin schon seit längerer Zeit nicht ganz wohl, und Du warst zu sehr vertieft in Deine Schule und Deine Bauern, um es zu bemerken, das ist Alles."

Chetwynd schaute sie erschrocken und ängstlich an. Ein

tieferer Ernst legte sich um seinen schönen Mund, auf seine weiße Stirne.

„Bin ich Dir nachlässig erschienen, Sylvia?“ fragte er im Tone bitteren Selbstvorwurfs. „Glaube mir, traurig und hoffnungslos wie ich bin, bin ich doch weder unempfindlich noch undankbar gegen die Liebe Deines reinen, warmen, treuen Herzens. Mit der Zeit“, und seine Stimme klang schmerzlich gebrochen, „mit der Zeit werde ich es vielleicht lernen, Dich zu lieben, wie Du es verdienst; aber jetzt sei geduldig mit mir, Sylvia, und bedede mit dem Mantel Deiner Liebe und Barmherzigkeit alle meine Fehler.“

„Ich bin geduldig,“ sagte Miß Monk mit unverkennbarer Bitterkeit, „habe ich es nicht ertragen, seit Deiner Rückkehr wegen dieser Schule vernachlässigt zu werden? Dies ist der erste Abend, den wir seit unserer zweiten Verlobung zusammen verbringen. Ich könnte fast glauben, daß Du mir ausweichen willst.“

„Sylvia, war meine Vernachlässigung so auffallend, daß sie wie Ausweichen erschien? Ist es nothwendig, daß ich mich gegen eine solche Anklage vertheidige? Ich war voreingenommen, aber Du kanntest die Ursache: ich wählte Dich mit Deiner Ausstattung beschäftigt, und zufrieden und glücklich.“

„Ich war wohl beschäftigt, aber nicht immer,“ sagte Sylvia etwas gereizt. „Meine Ausstattung ist ihrer Vollendung so nahe, daß ich nichts mehr daran zu thun habe. Nach der Hochzeit mußt Du mich nach dem Festlande bringen, Rog; wir wollen alle deutschen und französischen Länder besuchen.“

„Wir wollen überall hingehen, wohin Du willst, Sylvia. Du sollst unseren Reiseplan entwerfen.“

„Dann will ich ein Jahr auf Reisen zubringen, Rog. Den Sommer in Frankreich und Deutschland, den Herbst in Deiner Villa in der Schweiz, den Winter in Rom. Ich mag nicht in England bleiben.“

„Wenn wir für ein Jahr auf Reisen gehen, werde ich den Bau der Schule ganz und gar an Sanders und den Architekten überlassen müssen,“ sagte Lord Chetwynd; „aber ich werde von nun an alle Deine Wünsche über die meinigen stellen. Es ist das Geringste, was ich Dir zum Lohn Deiner großen Liebe für mich thun kann.“

„Die Veränderung wird Dir auch gut thun, Rog. Du bist jetzt in einer besseren Gemüthsverfassung, als Du es vor einem Monate warst. Hast Du in letzterer Zeit einen Rückfall Deiner optischen Täuschung gehabt?“

„Ich habe das — das Gespenst nicht gesehen, seit jener Nacht im Parke vor einem Monat.“

„Dann wollen wir hoffen, daß der Geist beseitigt ist,“ sagte Sylvia leichtthin. „Du siehst, ich betrachte das Gespenst als eine einfache Täuschung Deinerseits. Wie Doctor Hartright sagte, warst Du wahrscheinlich nicht ganz gesund. Apropos, der gute Doctor besuchte mich am Tage, nachdem Du bei ihm gewesen warst, und hielt mir eine lange gelehrte Abhandlung über Unordnungen in der Leber und dem Gehirn, und die Nothwendigkeit, sie möglichst rasch zu vertreiben, er drang in mich, unsere Heirath so viel als möglich zu beschleunigen und Dich von hier fortzunehmen. Er sagte mir, ich sollte Dich gleich heirathen, und nicht bis zur bestimmten Zeit warten.“

Miß Monk betrachtete Chetwynd's Gesicht mit einem verstohlenen fagenartigen Blick, um die Wirkung ihres Vor-

schlages zu erkennen. In ihrer Furcht vor Bernice, die sie lebend wußte, hätte sie gern ihre Hochzeit beschleunigt und Chetwynd fortgebracht. Einmal auf dem Festlande, wäre sie auch jahrelang dortgeblieben, bis sie aufgehört hätte, Bernice zu fürchten, oder bis diese gestorben wäre.

Aber Lord Chetwynd erfaßte ihren Vorschlag durchaus nicht mit liebender Hast. Ja, seine Antwort zerstörte ihre erwachenden Hoffnungen vollends.

„Hartright kann Recht haben,“ bemerkte er, „aber ich habe aufgehört, das Gespenst zu sehen, und ich bin wieder der Alte. Das Geheimniß dieser Erscheinungen werde ich vielleicht nie ergründen, Sylvia; ich kann sie nicht für bloße Sinnestäuschungen halten. Wenn Geister zurückkehren und sich sichtbar machen können, dann habe ich meine verstorbene junge Gattin gesehen. Da ich aber den Glauben an eine solche Rückkehr nur für Aberglauben halte, so kann ich mir das Geheimniß dieser Erscheinung nicht erklären. Nein, Sylvia, wir werden nicht eher heirathen, als zur bestimmten Zeit. Es ist jetzt Mai und wir sollen in der dritten Juniwoche heirathen. Wir müssen nicht mehr lange warten und inzwischen geschieht vielleicht etwas, um Licht in dieses seltsame Geheimniß zu bringen.“

„Wirst Du immer so von ihr erfüllt sein, die todt ist?“ fragte Sylvia in plötzlicher Erregung vor Aerger erbleichend. „Bernice gab Dich mir, als sie sterbend war. Ich liebte Dich, Rog, mit meiner ganzen Seele und meinem ganzen Herzen. Willst Du diese Liebe immer mit Füßen treten? Bernice hat Dir in ihren besten Tagen nicht diese leidenschaftliche Hingebung geweiht, die ich Dir zu Füßen lege — niemals. Nie hat Dich Jemand so geliebt, wie ich Dich liebe. Und was ist mein Lohn? Du sprichst mir immer nur von ihr. Du behandelst mich in der That, als ob ich Deine Schwester und nicht Deine Braut wäre. Du — Du hast mich seit dem Abende Deiner Rückkehr hierher — in jener Nacht, wo Du mich um meine Hand batest — nicht mehr geküßt — und selbst damals mußte ich mir die Liebeslösung erbetteln. Ich gebe Dir Alles — Du giebst mir nichts. Ist das gut und gerecht?“

Sie wandte sich ihm mit vor Leidenschaft glühenden Wangen und funkelnden Augen zu. Lord Chetwynd fühlte plötzlich Mitleid mit ihr. Es war richtig, daß sie ihm ihre ganze Liebe schenkte, während er ihr nur eine brüderliche Neigung gab. Unter dem Einfluß jenes zärtlichen Mitleids trat er auf sie zu und schloß sie in seine Arme.

Und gerade in diesem Augenblicke glitt geräuschlos eine Gestalt durch den Wintergarten, der geöffneten Thür des Musikzimmers zu, aus welchem die Stimmen hinausdrangen. Die Gestalt war Bernice in ihrem weißen Seidenkleide.

Die Nähe der jungen Gattin, deren Tod er so verzweiflungsvoll betrauerte, nicht ahnend, neigte sich Lord Chetwynd in mitleidsvoller Zärtlichkeit über das falsche Geschöpf, das ihm so viel Schmerz verursacht und das er zu heirathen versprochen hatte.

Er drückte Sylvia's Kopf an seine Brust, und ihre schwarzen Augen schauten selig lächelnd zu ihm empor, und gerade in diesem Augenblicke trat Bernice auf die Thürschwelle und schaute zu ihnen hinein.

Keines von Beiden sah sie.

Chetwynd schaute in die unergründlich tiefen schwarzen Augen Sylvia's hinab und diese hatte nur Auge und Ohr für ihn.

„Meine arme Sylvia,“ sagte Lord Chetwynd im weichsten Tone; ohne Dich wäre ich wirklich ganz verlassen. Ich habe Dich lieb, Sylvia, und will Dir ein guter, treuer und zärtlicher Gatte sein. Ich werde an Dir wirklich eine herrliche Braut haben — würdig, den Namen Chetwynd zu tragen.“

Er neigte seinen schönen und edlen Kopf zu dem schwarzbraunen Gesichte, daß an seiner Brust lag, und küßte Sylvia. Sie erwiderte diese Liebkosung mit stürmischer Leidenschaftlichkeit, gab ihm süße Namen und betheuerte ihm ihre große Liebe.

Die arme Bernice stand wie festgebannt. Die Liebkosungen, die ihre Seligkeit ausgemacht hatten, wurden jetzt an eine andere verschwendet. Vergessen! Dieses grausame Wort fuhr wie ein verheerender Feuerbrand durch ihre Seele. Vergessen, todtgeglaubt, während sie noch lebte! Wäre sie doch lieber gestorben!

„Noch einen Kuß, mein Liebling,“ sagte Chetwynd sanft, bemüht, Sylvia für seine lange Kälte durch einen Schein liebevoller Wärme zu entschädigen.

Abermals schlug der zärtliche Name an Bernice's Ohr und weckte sie aus ihrer dumpfen Betäubung. Sie schaute wild auf das Paar und ein leiser, erstickter Schrei entfuhr ihren Lippen.

Chetwynd hörte das Geräusch, wandte sich um und erblickte sie. Einen Augenblick lang stand er wie festgebannt. Dann schleuderte er Sylvia mit einem wilden Schrei wie ein lebloses Ding von sich und sprang auf das scheinbare Gespenst zu.

Bernice floh vor ihm wie eine Erscheinung.

Miß Monk erhaschte einen flüchtigen Blick der bleichen, weißgekleideten Erscheinung mit den langen niederwallenden schwarzen Haaren und stürzte kreischend zur Thüre des Wintergartens.

Bernice flog durch den langen Blumengang hin, ihre Blicke nach der offenen Thür gerichtet. Sie war ungemein leichtfüßig und floh wie ein glänzendes Meteor vor Lord Chetwynd.

Bei einer Biegung des Weges stolperte sie über einen schlecht gestellten Blumentopf. Jetzt erreichte Chetwynd sie. Sein Athem tönte keuchend an ihre Ohren. Ihr Schrecken wuchs; sie konnte den Weg vor sich nicht sehen. Sie stolperte wieder und jetzt streckte Chetwynd seine Hand aus, um sie zu erhaschen. Wie der Blitz war sie wieder fort; aber er hatte den breiten Spitzenbesatz ihres kurzen Ärmels erfaßt, das feine Gewebe gab nach und blieb in seiner Hand, während sie durch die Thür hinaus entfloh.

Im nächsten Augenblick war er bei der Thür, aber das scheinbare Gespenst war verschwunden. Im schwachen Sternenschein konnte er wohl seinen Weg verfolgen, aber die weiße, schimmernde Erscheinung war nirgends zu erblicken.

Er durchsuchte die Gärten und Wiesen, die Felsen und die ganze Bucht, aber vergebens. Er dachte gar nicht daran, in der dunklen Hecke zu suchen, die sich an dem zum Hause führenden Gartenthor entlang zog. Aber dort im tiefsten Schatten kauerte Bernice auf einer Bank, bis er in's Freie verschwunden war, dann eilte sie in's Haus, über eine Seitentreppe zu den Dachstuben hinauf.

Sie war nicht um eine Sekunde zu früh entflohen, denn kaum war sie verschwunden, als Miß Monk aus dem Wintergarten hervorstürzte und zu jener Pforte eilte, wo sich Bernice verborgen gehalten hatte.

„Die Thür ist offen,“ murmelte Sylvia, sich wild umschauend, „sie ist in's Haus gegangen und beabsichtigt offenbar, sich zu verbergen. So lange sie sich jedoch nicht zu erkennen giebt, bin ich sicher.“

Sie schloß die Thür, damit Chetwynd sich nicht versucht fühle, durch dieselbe einzutreten, wenn er von seinem Suchen zurückkehrte, und trat langsam wieder in den Wintergarten ein.

„Ich werde vorgeben, sie nicht gesehen zu haben,“ dachte sie, auf der Schwelle stehen bleibend, und in die duftende Lenzesnacht hinausschauend. „Es ist am besten, ihr Erscheinen als eine Täuschung Chetwynd's hinzustellen. Sie ist im Hause, Gilbert darf von ihrer Anwesenheit nichts wissen und ich muß Ragen sogleich warnen. Meine alte Naja kann Mittel finden, sie mir noch diese Nacht für immer aus dem Wege zu räumen.“

Mit raschen Schritten begab sich Miß Monk durch das Klavierzimmer auf ihre Gemächer. Sie fand die alte Indierin vor dem Feuer kauern und erzählte ihr in kurzen Worten, was vorgefallen war, sie dringend zum Stillschweigen und zur Vorsicht mahnend.

„Ueberlassen Sie Alles mir, Missy,“ sagte die Indierin. „Die Lady soll Sie nach dieser Nacht nie wieder belästigen. Ich glaube, sie ist auf die Dachstube gegangen, um ihre Kleider zu wechseln, ich will sie suchen. Gehen Sie mit leichtem Herzen zu Lord Chetwynd zurück, Missy. In Zukunft wird kein Geist mehr in Chetwynd-Park hausen.“

Die Alte sprach mit einer versteckten Drohung, welche ihre Herrin sehr wohl verstand. Sie ging in's Ankleidezimmer und nahm aus einem geheimen Fache des indischen Schrankes mehrere Gegenstände. Dieselben verbarg sie in ihrer Brust und schlich dann, wie ein Dämon lächelnd, aus dem Zimmer zu den Dachstuben hinauf.

Miß Monk blieb noch, um einen Schluck von ihrem kühlenden Trank zu nehmen, dann ging sie hinaus, um in das Musikzimmer zurückzukehren.

In der Halle, gerade vor ihrer Thür, begegnete sie ihrem Bruder, welcher im Schlafrock und Pantoffeln war, und ausah, als ob er eben aus dem Schlummer geweckt worden wäre,

„Was giebt's, Sylvia?“ fragte er. „Was soll dieser Lärm auf der Stiege?“

„Nichts — nichts,“ sagte Sylvia so eifrig, daß sein Argwohn, es müßte doch etwas geschehen sein, erst recht erregt wurde. „Ich ging nur auf mein Zimmer, um ein Musikstück zu holen. Geh in's Bett zurück, Gilbert. Ich muß zu Rog, der mich erwartet.“

Sie wandte sich ab und eilte die Stiege hinunter. Gilbert streichelte sich den Bart und schaute ihr gedankenvoll nach.

(Fortsetzung folgt.)

# Eleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

Bald lagen in wirrer Unordnung Wolle, Zwirn, Nadeln, Scheren, einige Briefe, ein Riechfläschchen und verschiedene kleine versiegelte Schachteln auf ihrem Schoße, welche letzteren sie nach einander aufnahm und sorgsam prüfte. Sie mußte das Gewünschte noch nicht gefunden haben, denn sie begann abermals und noch sorgfältiger zu suchen und fand endlich, in einem Haufen Wolle versteckt, eine kleine, ebenfalls versiegelte Tasche, welche sie, nachdem sie dieselbe genau untersucht, auf den Kaminsims legte, dann ihren Beutel wieder anfüllte und ihn mit bebenden Fingern verschloß.

Raum hatte sie denselben bei Seite gelegt, als sie plötzlich auf der Terrasse Stimmen vernahm. Sie lauschte, stand behutsam auf und trat leise an's Fenster, dessen Vorhang sie aufzog und dann hinausblickte.

Es war eine dunkle Nacht, obgleich Tausende von Sternen am Himmel funkelten, und man vermochte keinen Gegenstand unter den Fenstern zu unterscheiden. Die, wie sie jetzt entdeckte, wohlbekannten Stimmen noch fortwährend vernehmend, war sie im Begriff, das Fenster zu öffnen, als unerwartet die Stimme der Kranken ihren Namen rief.

Schnell wandte sie sich um.

„Was ist Dir, Eleanor? wachst Du?“ fragte sie.

„Ja, und ich hörte ein deutliches Sprechen; allein er wird nicht da sein!“

„Wen meinst Du, Eleanor?“

„Mr. Hope; ich glaubte seine Stimme auf der Terrasse zu unterscheiden.“

„Weshalb aber sollte der auf der Terrasse sein?“

„Ich kann es selbst kaum denken, er müßte denn schon — —“

„Was, Elley?“

„Um meine wegen besorgt gewesen und zurückgekommen sein. Wie spät ist es?“

„Es hat Zwei geschlagen!“

„Wie schnell die Zeit vergangen ist!“ sprach lebhafter als bisher die Kranke. „Ich habe sehr gut geschlafen und werde bald hergestellt sein!“

„Das hoffe ich bestimmt,“ entgegnete Lady Relydale.

„Nein, Sie glauben nicht, daß ich genesen werde,“ widersprach Eleanor. „Ich hörte, wie Sie dies meinem Vater sagten — meinem armen Vater, der ohne mich kaum leben kann! — Aber ich will schlafen — ich fühle, daß der Schlaf mir neue Kräfte giebt!“

Beide schwiegen; allein die Kranke konnte den so gewünschten Schlummer nicht gleich finden, sondern lag, das Auge auf ihre Stiefmutter geheftet, gedankenvoll da. Mit der schon zurückkehrenden Kraft kam auch das volle Bewußtsein wieder, und sie vermochte sich dessen zu entsinnen, was bisher mit ihr vorgegangen, dachte auch nochmals über das Gespräch nach, welches sie an der Thür des Speisejaales belauscht hatte.

Lady Relydale betrachtete die Kranke unverwandt und

entdeckte bald den lebhafteren Ausdruck ihrer Augen, wie die leichte Röthe, welche die Wangen wiederum zu färben begann. Kein Zug ihres Gesichtes verrieth, was in ihrem Innern bei dieser Entdeckung vorging, dennoch zuckte sie zusammen, als ganz unerwartet Eleanor zu ihr sagte:

„Ihr Gespräch mit meinem Vater hatte mich wirklich für den Augenblick beunruhigt! Bei meiner großen Schwäche überwältigte mich der Gedanke, so jung schon sterben zu müssen — —“

„Du fürchtest das Sterben also, Elley?“

„Jetzt, wo ich schon ruhig darüber nachdenken kann, nicht mehr, denn ich wüßte nicht, daß ich eine That begangen, die mir den Tod erschweren könnte! — Dennoch möchte ich leben und mich auch meines Lebens freuen, denn ich bin jung und habe in den letzten Jahren viel gelitten!“

Wiederum trat eine Pause ein, die Eleanor abermals unterbrach, indem sie fragte:

„Was darf ich trinken? Mich dürstet so sehr — —“

„Ich habe hier Wein und Wasser, wie es der Arzt geboten — —“

„So geben Sie mir davon!“

Lady Relydale trat hastig vor den Kamin, nahm die kleine Schachtel von dem Sims, betrachtete sie einen Augenblick und legte sie wieder zurück. Darauf ging sie an den Tisch, goß Wein und Wasser in ein Glas, trat wieder an den Kamin, ergriff nochmals mit unsicheren Händen die versiegelte Schachtel und legte sie auch diesmal zurück. Dann näherte sie sich mit dem Glase dem Bette, beugte sich zu der Kranken nieder und flüsterte, als sie diese bereits mit geschlossenen Augen fand:

„Sie schläft — es ist der Schlaf der Genesung, denn ihre Kräfte kehren schon wieder!“

Und zum dritten Male geht Lady Relydale an den Kamin, nimmt die geheimnißvolle Schachtel, hält sie über die glühenden Kohlen, zögert, und legt sie an ihren Platz zurück. Dann nimmt sie in ihrem Sessel die frühere Stellung ein, blickt unverwandt in das Feuer und denkt — denkt an die gewisse Genesung Derjenigen, die jetzt, ohne daß sie es ahnt, jede ihrer Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt — denn Eleanor Relydale wacht und weiß, daß sie ihrer Stiefmutter mißtrauen muß. —

## Neuntes Kapitel.

### Lady Relydale wagt den gefährlichen Schritt.

Eleanor Relydale's Kräfte und ihr klares Bewußtsein nahmen, wie sie zu ihrer großen Beruhigung fühlte, mit jeder Sekunde zu und während sie ihre Stiefmutter beobachtete, die unbeweglich vor dem Feuer saß, versuchte sie zugleich,

sich genau alles Dessen zu entsinnen, was sie seit dem Nachmittag erlebt hatte, um sich zu überzeugen, daß es wirklich kein Traum gewesen.

So wußte sie genau, daß sie im Wohnzimmer ohnmächtig geworden, und eine große Unruhe über die Abwesenheit ihres Vaters empfunden, daß sie später zur Besinnung erwacht sei und ihn und auch Agnes Prayse gesehen, die sie leider wieder nach Hause zurückgeschickt hatte, obgleich sie so gern bei ihr geblieben wäre. Dann fiel ihr plötzlich ein — und diese Erinnerung machte ihr Herz heftiger schlagen — daß sie, ehe sie das Bewußtsein verloren, aus Lady Relydale's Hand ein Glas Wasser erhalten — sollte sie in dieses schon eine Substanz gemischt haben, welche die tiefe Ohnmacht herbeigeführt? — Dieser schreckliche Gedanke führte sie auf das Gespräch, welches sie zufällig bei ihrem Eintritt in den Speisesaal vernommen, wo ihre Stiefmutter mit Gewißheit behauptet, daß sie sterben würde — es war also, nach dem, was sie soeben gesehen, mit Bestimmtheit anzunehmen, daß Jene ihren Tod beschloß, damit ihr Vater in den unbeschränkten Besitz ihres Vermögens komme.

Je länger sie darüber nachdachte, desto deutlicher wurde ihr der Plan ihrer Stiefmutter und sie sah ein, daß sie um keinen Preis schlafen, sondern sie unverwandt im Auge behalten müsse.

Einen Augenblick fürchtete sie wahnsinnig zu werden, denn der Gedanke an ihre Schwäche übermannte sie; sie gewann jedoch ihre Ruhe und Fassung wieder und dachte, die Hände gegen das heftig klopfende Herz pressend: „Wäre es doch nur erst Tag!“

In diesem Moment machte Lady Relydale eine hastige Bewegung und sah sich um. Es blieb Eleanor keine Zeit, ihre Augen zu schließen, allein sie hatte Besinnung genug, starr und ausdruckslos vor sich hin zu blicken und es gelang ihr, die Stiefmutter zu täuschen, die sich dem Bette näherte und fragte:

„Schläfst Du, Eleanor?“

Es erfolgte keine Antwort, und Lady Relydale wiederholte, zwar wiederum erfolglos, ihre Frage, doch lauter als zuvor.

Nachdem sie noch einige Sekunden bei der Kranken gestanden und diese aufmerksam betrachtet hatte, schlich sie zu dem Kamin zurück, ergriff die Schachtel und trat an den Tisch, auf dem das Glas mit der goldgelben Flüssigkeit stand. Schnell war das Siegel zerbrochen, der Deckel geöffnet und vorsichtig der ganze Inhalt des Schächtelchens in das Glas geschüttet, der sich schnell mit Wasser und Wein mischte, ohne die Klarheit der Flüssigkeit auch nur im Geringsten zu verändern. Als dies geschehen, warf sie den kleinen papiernen Behälter in die Kohllengluth, stellte mit sicherer Hand das Glas auf den Sims und setzte sich, ihrem Versprechen, allein bei ihrer Stieftochter zu wachen, getreu bleibend, in den großen alterthümlichen Sessel.

Eleanor Relydale hatte dies Alles mit offenen Augen gesehen und mit vollem Bewußtsein die Ueberzeugung erlangt, daß der Trank, der ihr zur Labung bestimmt, vergiftet war. Diese traurige Ueberzeugung versetzte sie in die größte Aufregung, ihr Herz und ihre Pulse klopfen fast hörbar, sie fühlte ihr Bewußtsein schwinden und, die Augen schließend, war ihr letzter Gedanke ein Gebet um Willenskraft und Fassung.

Wie lange sie so dagelegen, wußte sie nicht, ein Klopfen

an der Thür weckte sie jedoch und zwang sie, ihren ganzen Muth wieder zusammen zu raffen. — Lady Relydale näherte sich der Thür und blieb einige Sekunden lauschend stehen.

„Ich bin's, Adele,“ sprach mit heiserer Stimme der Baronet, „laß mich ein, ich finde nirgends Ruhe!“

Lady Relydale kam diesem Begehre nach, und gleich darauf betrat ihr Gatte mit wankenden Schritten das Zimmer.

„Du hast wieder getrunken, Richard,“ sagte sie halbblau, ihn vorwurfsvoll anblickend.

„Ja, um die Gedanken los zu werden, die Du in mir angeregt hast!“

„Bist Du noch gar nicht im Bette gewesen?“

„Nein, ich habe im Speisesaale gegessen, bis es dort kalt geworden!“

Nach diesen Worten setzte er sich an das helle Kaminfeuer und auch Lady Relydale, welche die Thür verschloß, nahm ihren Platz wieder ein.

„Wie geht es ihr?“ fragte er, mit der Hand über seine Achsel deutend, denn, was seine Tochter ebenfalls bemerkt, er hatte bisher vermieden, auch nur einen Blick auf sie zu werfen.

„Es geht ihr besser!“ antwortete ihm seine Gattin.

„Wirklich? viel besser?“

„Ja! Sie hat lange und ruhig geschlafen, und als sie erwachte, hatte ihre Stimme einen natürlichen, kräftigen Klang. Wir haben uns unnöthig geängstigt, denn morgen wird sie gänzlich hergestellt sein.“

Lady Relydale vermied es, ihren Gatten anzusehen, der mit verschränkten Armen vor dem Feuer saß. Seine Tochter dagegen, welche in ihrer Aufregung sich halb von ihrem Lager aufrichtete, beobachtete ihn um so genauer und bemerkte zu ihrem tiefen Kummer, daß er keine Freude über diese Nachricht äußerte, sondern daß seine Züge eine gewisse Enttäuschung verriethen. Er wünschte also gleichfalls ihren Tod, wünschte ihn um des Geldes willen, das sie besaß und ihm alsdann zufallen mußte.

Das also war der Dank für alle Liebe, Aufopferung und Treue, dachte die Kranke und fast hätte sie sich in ihrer heftigen Aufregung durch Bewegung und Laute verrathen, allein sie bezwang sich schnell, denn sie glaubte jetzt doppelt auf ihrer Gut sein zu müssen und blickte wiederum mit halbgeöffneten Augen ausdruckslos in's Weite, als ihr Vater sich nach ihr umwandte und ihre Stiefmutter von ihrem Platze aus fragte:

„Schläfst Du noch, Elley?“

Als keine Antwort erfolgte, sagte Sir Richard:

„Schläft sie immer mit halbgeöffneten Augen? Ein schrecklicher Anblick, Adele! Nach meiner Ansicht muß sie sehr gefährlich krank sein!“

„Ich sage Dir aber, sie hat die Krisis überstanden und Dein väterliches Herz mag sich rückhaltlos der Freude überlassen!“

„Das thue ich auch; ja, ich freue mich — ich — ich — doch fort mit jenen schrecklichen Gedanken, die mich unaufhörlich wie ein Fluch verfolgen!“

Sein unsicherer Blick fiel bei diesen Worten auf das Glas, welches noch unberührt auf dem Kaminsims stand, und er ergriff dasselbe, noch ehe Lady Relydale es gewahr ward.

„Laß, laß! Richard!“ rief sie hastig. „Es ist für Elley — —“

„Du wirst mehr Wein im Zimmer haben,“ entgegnete er, führte das Glas an seine Lippen und würde es unfehlbar geleert haben, wenn nicht seine Frau es rechtzeitig ergriffen und, ehe er es hindern konnte, den ganzen Inhalt auf den weichen Teppich, der das Zimmer deckte, gegossen hätte.

In seiner Ueberraschung entglitt das Glas seiner Hand, fiel ebenfalls zu Boden und zerbrach, indem es gegen die eiserne Einfassung des Kamins schlug.

Durch ihren Widerstand in Wuth versetzt, wandte sich der Baronet drohend nach seiner Gattin um; diese aber war bereits an das Bett der Kranken geschlichen, hatte sich zu ihr niedergebeugt und wiederum gefragt:

„Elley, schläfst Du?“

Als sie keine Antwort erhielt, wiederholte sie nach einigen Sekunden diese Frage, jedoch ebenso vergeblich, und ging darauf nach dem Kamin zurück, wo Sir Richard, offenbar über das Geschehene nachdenkend, saß.

„Was bedeutet dies?“ fragte er mit gedämpfter Stimme, auf die Erde deutend. „War — war etwas Schädliches in dem Wein?“

„Nur ein Opium! — Ich las einmal davon in den Büchern, die Du in Paris zu studiren pflegtest.“

Diese Worte drangen nicht zu der Kranken, die an der anderen Seite des großen Zimmers lag, ebensowenig vermochte sie die folgende Unterredung zu verstehen.

„Und Du — Du schändliches Weib, hast meine Tochter vergiftet?“

„Nein, das habe ich nicht gethan, Richard! — Die Versuchung dazu trat erst in dieser Nacht an mich heran, ich kämpfte lange dagegen — bis ich wiederum an unsere Armuth und unser Elend dachte und einen schnellen Entschluß faßte. Ich that es nur um Deinetwillen und hätte alle möglichen Folgen auf mich genommen, was Du wohl kaum begreifen wirst.“

„Hätte der Trank sie getödtet?“ fragte Sir Richard seine unheimliche Gefährtin.

„Er hätte sie in eine tiefe Bewußtlosigkeit versetzt — und vielleicht wäre sie aus dieser in die Ewigkeit hinübergeschlummert. Hätte ihr wohl je ein besseres Loos zu Theil werden können?“

„Du mußt wahnsinnig — ganz und gar wahnsinnig sein!“

„Das war ich, als ich Dich heirathete, Richard Relydale,“ erwiderte ihre scharfe, heisere Stimme, „ohne mich durch das traurige Schicksal Deiner ersten Frau warnen zu lassen! — Ja, ich war wahnsinnig, daß ich nur Dein Wohl und Dein Glück stets vor Augen gehabt! — Du würdest jetzt reich, sehr reich sein — hätte das Leben jenes schwachen Mädchens schon gestern Abend geendet! — Nun wird sie genesen und wir können den Kampf mit Armuth und Elend wieder aufnehmen!“

„Schweig! schweig! — Der Wein war zu stark — ich vermag nicht klar zu denken!“

„So geh' in Dein Zimmer und schlafe aus!“

„Um Dich hier mit ihr allein zu lassen? Mit ihr, die Du hassest?“

„Ich hasse sie nicht — sie ist mir ganz gleichgiltig! Ja, unter anderen Verhältnissen könnte ich ihr eine zärtliche Mutter sein — —“

„Ich begreife Dich nicht — aber ich weiß, daß ich nicht länger in Armuth und Noth leben kann — und an dem

Tage, an welchem hier der erste Gläubiger erscheint, findet man mich unwiderruflich todt im Park. Ihr Leben aber — Elley's Leben darf nicht gefährdet werden.“

„Geh' in Dein Zimmer, Richard, und schlafe. Bei Deinem Erwachen wird hier Alles gut sein.“

Er erhob sich und ging zur Thür, wandte sich an derselben jedoch nochmals um, und sagte mit drohender Miene:

„Vergiß meine Worte nicht! Führest Du den Streich aus — —“

Er vollendete nicht, sondern trat auf den Corridor hinaus. Zu seiner Ueberraschung sah er am Ende desselben zwei Gestalten in lebhaftem Gespräch, von denen die männliche ein Licht in der Hand hielt, die weibliche jedoch nicht deutlich zu erkennen war.

Sir Richard's Auge mußte Ersteren erkannt haben, denn er rief so laut er vermochte:

„He, Job, seid Ihr's? Was zum Teufel thut Ihr um diese Zeit hier oben? Was thut Ihr überhaupt im Hause?“

„Um Gotteswillen, sprich leise, oder Du wirst Elley wecken!“ sagte Lady Relydale, die ebenfalls das Zimmer verlassen und einen seltsam forschenden Blick auf den alten Diener heftete, der jetzt näher gekommen war und in mürrischem Tone entgegnete:

„Ich kann nicht schlafen — ich habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen!“

„Mit wem habt Ihr gesprochen?“ forschte seine Gebieterin, und fügte überrascht hinzu: „Wie, Ihr seid's, Mrs. Edwards!“

„Ja, ich bin's,“ entgegnete die Haushälterin, welche nähergetreten war, in ruhig bestimmtem Tone. „Da ich in meiner Besorgniß um Miß Relydale keine Ruhe finden konnte, habe ich die ganze Nacht hier auf dem Corridor verbracht, in der Hoffnung, daß Sie meinen Beistand in Anspruch nehmen würden.“

„Euren Beistand?“

„Ja, Sie selbst versprochen es mir, und ich glaube bestimmt, daß Miß Relydale sehr krank ist. Lassen Sie mich zu ihr, Lady Relydale! Seit ihrer Kindheit habe ich sie in jeder Krankheit gepflegt, und ich glaube — —“

„Ich glaube, meine Pflege genügt Miß Relydale,“ entgegnete hochmüthig die Gebieterin, „und ich werde sie den Händen unserer Diener nicht überlassen.“

Sie wollte nach diesen Worten in's Krankenzimmer zurückgehen, als die Thür langsam geöffnet ward und Eleanor Relydale in derselben erschien. Sie war vollständig zum Ausgehen gerüstet und glich in dem schwarzen Anzug, den sie trug, und der die Leichenblässe ihres Gesichtes noch mehr hervorhob, fast einer überirdischen Erscheinung.

„Elley!“ rief ihr Vater. „Um Gotteswillen, Elley! was bedeutet das?“

„Himmel! sie ist wahnsinnig geworden!“ sagte Lady Relydale, einen Schritt zur Seite tretend.

„Nein, Gott sei Dank! so schlimm ist's nicht mit mir!“ erwiderte ruhig das junge Mädchen. „Ich fühle im Gegentheil meine Kräfte zunehmen und bin im Begriff, dieses Haus zu verlassen! — Wollen Sie mich begleiten, Mrs. Edwards?“

„O, gewiß! mit Freuden!“ antwortete diese.

Jetzt erst gewannen Sir Richard und seine Gattin die Sprache wieder und Beide fragten, wie aus einem Munde:

„Du willst fort, Eleanor? Unmöglich!“

„Ja, sogleich! Mrs. Edwards, holen Sie Ihren Mantel und Hut!“

„Ich sage nochmals, daß dies Wahnsinn ist!“ sprach heftig Lady Relydale. „Die Anstrengung wird Dein Tod sein, Eleanor!“

„Ich gehe dennoch, Lady Relydale! Nichts vermag mich in Aver Court zurückzuhalten.“

„Aber der Arzt — —“

„Dessen Rath bedarf ich nicht — ich weiß, was ich hier zu thun habe!“

„Was steht Ihr hier, Job? verlaßt uns!“ rief zornig seine Gebieterin.

Job ging, und Lady Relydale fuhr leiser fort:

„Ich wiederhole, Eleanor, daß Du im Wahnsinn handelst und dieser die natürliche Folge früherer Aufregung und der letzten Krankheit ist! Ich lasse Dich daher nicht von hier, sondern werde alle meine Kräfte aufbieten — — sprich auch Du, Richard, Du, ihr Vater!“

„Nein, Elley, Du darfst so nicht von uns gehen,“ sprach der Baronet, der jedoch nicht wagte, dem ruhigen Blick seiner Tochter zu begegnen. „Du bist zu schwach — —“

Diese aber achtete der Worte ihres Vaters nicht, sondern trat dicht an ihre Stiefmutter heran, heftete ihre seltsam leuchtenden, dunklen Augen fest auf ihr Antlitz, und sagte kaum hörbar:

„Lassen Sie mich ungehindert gehen, Lady Relydale, und ich will Ihr unseliges Geheimniß bewahren und zu vergessen suchen. Thun Sie aber einen Schritt, mich hier zurückzuhalten, so liefere ich Sie dem Gesetze aus!“

„Was — was meinst Du mit diesen Worten?“

„Ich habe stundenlang schon nicht mehr geschlafen, und Sie genau beobachtet! Sie mißgönnen mir nicht allein das Leben, sondern haben meinen Vater Ihren Wünschen geneigt gemacht! — Jetzt, denke ich, werden Sie mich gehen lassen!“

Ohne den Zurückbleibenden einen weiteren Blick zu schenken, schritt Eleanor Relydale langsam den Corridor entlang, an dessen Ende Mrs. Edwards bereits auf sie wartete.

„Sie gehen also wirklich, Miß Eleanor?“ fragte die treue Dienerin.

„Ja, Mrs. Edwards! — Seit mein lieber, alter Großvater todt ist, hat es mir in dem großen Hause nicht mehr gefallen, und — es mag Ihnen lächerlich klingen — ich glaube kaum, daß ich in demselben vollständig genesen werde.“

Als sie die große Hausthür erreichten, fanden sie Job Fritton, der sie erwartet hatte, und ungewöhnlich sanft sagte:

„Miß Elley, Sie verlassen Aver Court doch nicht auf immer?“

„Ich lehre wieder, Job, wenn bessere Tage kommen, und wir wollen hoffen, daß dies bald geschieht! So lange aber bleibe ich bei Mr. Prayse.“

Mit einigen unverständlichen Worten und einem tiefen Seufzer öffnete Job Fritton die Thür, und kaum hatte Eleanor die Schwelle überschritten, als auch Prinz mit freudigem Gebell ihr entgegensprang und sich dicht an sie schmiegte. Sie freihelpte liebevoll seinen schönen Kopf und sagte mit unsicherer Stimme:

„Komm', Prinz, komm', mein treues Thier! Dich allein will ich mitnehmen!“

Dann reichte sie Job die Hand, ergriff Mrs. Edwards' Arm und trat den Weg nach der Verwalterwohnung an.

Raum waren sie einige Schritte gegangen, als schnell

eine hohe männliche Gestalt auf sie zukam, in der beide Frauen zu ihrer Freude Archibald Hope erkannten.

„Miß Relydale!“ rief er im Tone höchster Ueberraschung. „Sind Sie es wirklich? Haben Sie auch bedacht, in welche Gefahr Sie sich begeben?“

„Ich habe, wie Sie schon wissen, oft ganz besondere Wünsche und Einfälle, Mr. Hope, und empfinde jetzt eine unbezwingliche Sehnsucht nach Mr. Prayse's gastlichem Hause und seiner Tochter freundlichen Pflege! — Wie kommt es aber, daß Sie zu dieser Zeit noch in Aver Court sind?“

„Ich war Ihretwegen in großer Besorgniß, Miß Relydale, und hoffte, von irgend Jemand Nachricht über Sie zu erhalten. Jetzt freut es mich doppelt, daß ich gekommen bin, da ich Sie sicher nach dem Verwalterhause geleiten kann.“

Eleanor Relydale hatte keine Erwiderung auf diese Antwort, und ging, so schnell ihre Kräfte es gestatteten, an seiner und Mrs. Edwards' Seite dahin.

## Zehntes Kapitel.

### In treuen Händen.

Schweigend und mit ernstern Gedanken beschäftigt wanderten die Drei durch die Stille der Nacht oder vielmehr des frühen Morgens dahin, und jeder Schritt entfernte die junge Erbin weiter von Aver Court, das ihr, so lange ihr Großvater lebte, eine sichere Heimath — ein schützendes Vaterhaus gewesen. Bald aber bemerkte Archibald, der sie mit ängstlicher Sorge beobachtete, daß ihre Schritte langsamer wurden, und fürchtete nicht mit Unrecht, daß ihre Kräfte, die bisher nur die Erregung aufrecht erhalten, schwinden würden.

Nach einer Weile stand sie wirklich still, antwortete jedoch auf Mrs. Edwards' besorgte Frage:

„Ich fühle mich ganz wohl, nur ein wenig schwach — —“

„Nehmen Sie doch meinen Arm, Miß Relydale, stützen Sie sich fest darauf!“ sprach der junge Mann mit wachsender Angst, denn sein scharfes Auge hatte entdeckt, daß sie bleicher und kränker als vorher aussah.

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte sie mit matter Stimme, seinen Arm schnell fassend. „Ich bin wirklich sehr schwach, wollte aber, um Aufsehen zu vermeiden, meinen Wagen nicht anspannen lassen. Dennoch mußte ich gehen — Aver Court verlassen — diese schreckliche Nacht — —“

Sie wankte bei diesen kaum hörbar gesprochenen Worten und wäre unfehlbar zur Erde gesunken, hätte nicht ihr Begleiter sie schnell mit beiden Armen unterstützt. Aber ihr Haupt fiel schwer gegen seine Brust, und als er sich in unbeschreiblicher Angst zu ihr niederbeugte, sah er, daß sie ihre Augen geschlossen und das Bewußtsein verloren hatte. Gleich darauf hatte er die leichte Gestalt emporgehoben, und sprach zu der laut jammernden Matrone:

„Schnell, schnell, Mrs. Edwards, gehen Sie nach Aver Court zurück und holen Sie den Arzt, indeß ich sie nach dem Verwalterhause trage! — Sie muß augenblickliche Hilfe haben, wenn es überhaupt nicht schon zu spät ist!“

In namenloser Besorgniß und unter heißen Thränen eilte die Haushälterin, so schnell sie vermochte, nach dem Herrenhause zurück und ebenso schnell und besorgt eilte

Archibald Hope mit der bewußtlosen Eleanor durch den Park dahin. Einige Male stand er still, um auf den zurückkehrenden Athem zu lauschen — allein vergebens: die Pulse schlugen so leise, daß er in seiner Aufregung dies nicht vernahm.

Endlich hatte er Mr. Prayse's Garten erreicht, und sah zu seiner großen Erleichterung, daß im Hause in verschiedenen Zimmern Lichter brannten, ein Beweis, daß die Bewohner bereits wach waren.

Agnes Prayse, die eben im Wohngemach ein helles Feuer angezündet, mußte seine Schritte vernommen haben, denn sie öffnete hastig die Glasthür und rief ihm besorgt entgegen:

„Archibald, sind Sie es? Wie sieht es in Aver Court? Aber, wen bringen Sie da? Großer Gott! Miß Relydale!“

„Ja, sie ist's, Agnes! Wohin soll ich sie bringen? Ich will Ihnen später Alles erzählen!“

„Es ist warm in meinem Zimmer, tragen Sie Miß Relydale hinauf,“ sprach Agnes, die schnell ihre Fassung wiedergewonnen und mit dem Lichte voranellte. „Aber wir müssen Hilfe haben, Archibald, der Arzt — —“

„Er wird gleich hier sein! Mrs. Edwards, die Miß Relydale begleitete, holt ihn — — kann ich Ihnen Hilfe leisten, Agnes?“

„Nein, Archibald, theilen Sie aber meinen Eltern, die im Frühstückszimmer sind, die traurige Angelegenheit mit, damit meine Mutter kommt, und dann warten Sie im Gartenzimmer, bis der Arzt erscheint!“

Archibald Hope fügte sich diesen Anordnungen des besonnenen Mädchens, erzählte in wenigen Worten dem Verwalter und seiner Frau das Vorgefallene und begab sich dann in's Wohnzimmer, das er mit hastigen Schritten durchmaß, vergebens Mrs. Edwards mit dem Arzt erwartend. Mehr als einmal stieg er die Treppe hinan, um an der Thür der Krankenkammer auf irgend einen Laut zu lauschen, aus dem er Hoffnung schöpfen konnte. Er vernahm aber nur die leise Sprache von Mrs. Prayse und ihrer Tochter, welche Letztere einmal aus dem Krankenzimmer trat und ruhig, aber mit bekümmertem Antlitz sagte:

„Ich fürchte, Eleanor ist sehr krank, Archi! Noch immer bewußtlos — —“

„Sprechen Sie um Gotteswillen, Agnes! Sie ist doch nicht schon gar todt?“

„Nein, Archi, so schlimm wird es mit Gottes Hilfe nicht werden — wie lange aber der Doctor ausbleibt!“

„Ich will nach Aver Court und ihn holen, wenigstens ihm entgegengehen!“

Und fort stürmte er aus dem Hause, durch den Garten in den Park hinein, wo er endlich die so sehnlich Erwarteten traf.

„Schnell, schnell, Sir!“ rief er dem schon älteren Manne entgegen. „Ihre Hilfe wird dringend begehrt! Miß Relydale — —“

„Wie konnte auch Miß Relydale Aver Court verlassen!“ entgegnete der Arzt in sehr ernstem Ton. „Sie mußte doch wissen, wie gefährvoll für sie dieser Schritt werden kann! Fast scheint es mir, daß Lady Relydale recht hat, welche behauptet, ihre geistigen Fähigkeiten seien zerrüttet.“

„Miß Relydale wird, wenn sie ihre Bestimmung wiedererlangt, gewiß diesen Schritt rechtfertigen können,“ erwiderte gereizt der junge Mann. „Bitte, geben Sie mir Ihren Arm, Sir! Der Weg ist mir bekannt, ich werde Sie schnell zu Mr. Prayse führen.“

Und rasch schritten die Männer voran, während ihnen die Haushälterin langsamer folgte. Bald hatten sie das Haus erreicht, und gleich darauf stand der Arzt abermals am Bette der bewußtlosen Erbin, um alle seine Kunst aufzubieten, sie in's Leben zurückzurufen, in welchen Bemühungen jetzt die treue Mrs. Edwards ihn unterstützen durfte.

Lange, lange aber waren diese Bemühungen vergeblich, und Archibald Hope, dem sich Mr. Prayse zugesellte, vernahm kein Wort des Trostes und der Beruhigung in seiner namenlosen Angst und Qual.

Endlich erschien Miß Prayse, welche schon seiner Frage zuvorkam und zu ihm sagte:

„Es geht besser, Archibald; sie ist aus der langen Ohnmacht zum Leben erwacht, allein — —“

„Gott sei Dank, daß sie lebt! Was bleibt da noch zu wünschen übrig?“

„Ihr Geist scheint gelitten zu haben, denn sie redet irre!“

„Was und von wem spricht sie?“

„Von Ihrem Bruder Maurice, den sie an ihrem Bette zu sehen glaubt!“

Als gleich darauf der Arzt erschien, bestätigte er die Worte des jungen Mädchens und fügte hinzu:

„Sie wird, wie ich bestimmt annehme, gestärkt erwachen; aber es kann diesen Ohnmachten eine gefährliche Krankheit folgen, die gleichfalls für ihren Verstand fürchten läßt.“

## Elftes Kapitel.

### Die Genesung.

Und eine bange, gefährliche Krankheit, wie sie der alte Arzt prophezeit und Archibald Hope gefürchtet hatte, folgte wirklich. In ihr war der Verstand der Kranken durch Schwäche und Fiebergluth umbüstert, und Leben und Tod rangen immer wieder um den Besitz des noch so jungen Daseins.

Endlich aber siegte die Jugendkraft, und zur großen Ueberraschung der Aerzte kannte eines Morgens Eleanor Relydale Alle, welche ihr Lager umstanden. Jede weitere Besorgniß um ihren Verstand war also unnöthig geworden, und nach und nach kehrten auch ihre Kräfte zurück. —

Als die Genesung einmal im Gange war, machte dieselbe bei sorgfamer Pflege bald entschiedene Fortschritte, und schon durfte Eleanor täglich einige Stunden das Bett verlassen, und in ihrem kleinen Zimmer in der Verwalterwohnung Besuche annehmen, unter denen Archibald Hope begreiflich nicht fehlte, der auch nach Kräften für ihre Aufseherung und Unterhaltung sorgte.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Thierbändiger.

Novelle von Carl Bastrow.

(Fortsetzung.)

„Aber würdest Du es nicht indiscret finden,“ fuhr Rosalie fort, „wenn ich Dich fragte: Wie würde sich Dein Gatte in ähnlichem Falle verhalten haben?“

Die Reize, sich auf die Lippen zu beißen, war an Agnes. Doch faßte sie sich schnell und erwiderte mit einiger Gereiztheit:

„Darüber, Rosalie, wollen wir sprechen, wenn auch Du nicht gerade zehn Jahre, sondern zehn Monate verheirathet sein wirst.“

„Glaube mir, liebe Agnes,“ fuhr die Cousine, welche that, als beachte sie diese Worte gar nicht, in leichtem Tone fort, „nur der Mann, der eifersüchtig ist, liebt wahrhaft. Wer keiner Eifersucht fähig ist, dessen Herz wird auch nie von einer tiefen, aufrichtigen Liebe erfüllt sein!“

Die junge Frau zuckte zusammen. Was war das für ein häßliches Wort, das die Gefährtin soeben ausgesprochen? Eifersucht! O, sie kannte die Bedeutung dieses Wortes vollkommen. Sie konnte sich lebhaft vorstellen, wie entsetzlich eine Seele unter der Qual des Bewußtseins verschmähter Liebe leiden müsse, allein ob Amaranti sie so tief und glühend liebte, daß er in dämonischem Zorn auslobern würde, wenn er begründete Ursache zur Eifersucht hätte? Begründete Ursache, das war's, dazu sie ihm nie die geringste Veranlassung gegeben und er war ja ihrer Liebe nur zu sicher.

Wenn sie sich über die brennende Frage in ihrem Dasein Gewißheit verschaffte? Sie hegte an allen Gliedern bei dem Gedanken, der leise, gespenstisch wie ein unheimlicher Schatten vor das Auge ihrer Seele trat. Wie sollte sie es anfangen? Sie erröthete in der unwillkürlichen Vorstellung, daß sie nur den leisesten Schritt thun sollte, welcher der Würde der Frau, dem unentweichten keuschen Glanze der Weiblichkeit nicht angemessen war.

Und etwas Paßendes mußte doch geschehen, wenn die Eifersucht eines Mannes, wie Amaranti, herausgefordert werden sollte, jedenfalls mehr, als die Freundin sich hatte zu schulden kommen lassen. Mit einem Andern tanzen? Dazu hätte er nur gelächelt, sich vielleicht gefreut, daß sie sich durch gesellschaftliche Zerstreuungen aufzuheitern suche.

Die Freundin beobachtete sie scharf. Ob sie in ihrer Seele las? Jedenfalls war es weniger Theilnahme, als der den Frauen eigene Hang zum Intriguiren, der sie die Worte sagen ließ:

„Wenn Du also wissen willst, Agnes, ob Dein Mann Dich über Alles liebt, so hast Du nur nöthig, ihn ein wenig eifersüchtig zu machen.“

„Ich brauche die Probe nicht anzustellen,“ gab sie in scheinbar ruhigem Tone zurück, „denn ich bin von der aufopfernden Liebe meines Lorenz überzeugt!“ — „Ich will ihn eifersüchtig machen, bei Gott, ich will's!“ rief sie innerlich, während all' ihr Blut zum Herzen drängte, „ich will endlich wissen, wie ich mit ihm daran bin! Ich will Leidenschaft

sehen, Gluth und Leidenschaft, oder, wenn dies nicht der Fall, sterben!“

IX.

Die Vorstellungen nahmen ihren ungehinderten Fortgang und wurden auf das Eifrigste von der wohlhabenden Einwohnererschaft des Städtchens besucht. Amaranti hatte viel zu thun und konnte der Gattin nur einen geringen Theil seiner Zeit widmen. Er nahm das schwermüthige Sinnen nicht wahr, welches die sonst so klaren Augen der jungen Frau schon mehrere Tage verdunkelte. Vielleicht auch wollte er's nicht sehen, weil es ihm wohl peinlich war, immer und immer wieder zu fragen: „Was hast Du, Agni? Was ist Dir, liebe Frau?“ um doch nur ungenügende und ausweichende Antworten zu erhalten. Mußte er doch endlich an ihr räthselhaftes Benehmen gewöhnt sein, das zu ergründen es ihm ebensowohl an Verständniß des Frauen-Charakters überhaupt, wie an ausdauerndem Willen fehlte.

Es war ein prächtiger, nicht zu heißer Sommernachmittag. Die junge Frau saß zurückgelehnt in einem Armstuhle und ließ ihre Augen in halber Zerstreuung über den grünen Plan zu ihren Füßen schweifen. Eine Allee von grünen schlanken Pappeln führte nach dem Buchenwalde, hinter welchem die ersten Ausläufer des Buchenwaldes terrassenförmig emporstiegen. Auf dem von Weidengebüsch eingefassten Weiher hinter dem Garten ruderten Schwäne auf und ab. Die Landleute kehrten von den Feldern heim. Ueberall spiegelte sich ein frohes, dem Anscheine nach glückliches Dasein wieder, dessen Gegensatz zu ihrem verdüsterten inneren Leben die Träumende nur noch mehr verstimmte.

Amaranti befand sich im Circus. Er hatte vor kaum einer Stunde Abschied von ihr genommen, — er ging nie ohne Umarmung zu dem gefährlichen Spiel, wie sie es nannte. Sein Benehmen war wie immer gewesen, voll feiner Höflichkeit und Galanterie, mit einem Anhauch von Zärtlichkeit, die immerhin etwas Formelles hatte. Vor Mitternacht durfte sie ihn nicht zurückwarten. Sie hatte vollkommen Zeit, sich ihren Träumereien zu überlassen. Die Nachmittagsstunden gehörten ihr. Scipio, der unermüdlige Vater der Menagerie, saß dann an der Kasse. Die Circusbillets wurden von einem gemietheten Diener abgenommen.

Sie hatte ein aufgeschlagenes Buch vor sich liegen, doch schweiften ihre Gedanken zu bunt und wirr durcheinander, als daß sie sich mit einigem Genuße der sorgfältig gewählten Lectüre hätte hingeben können.

Ein Klopfen an die Thür ließ Agnes endlich aus ihrem Sinnen aufschrecken.

„Wahrscheinlich die Mutter, Rosalie oder das Hausmädchen,“ dachte sie, während sie mit vibrirender Stimme „Herein!“ rief.

Die Thür flog ungestüm auf. Ein junger elegant gekleideter Mann trat hastig ein.

Agnes stieß einen leisen Schrei aus. Sie hatte Piotto erkannt, der im nächsten Augenblick zu ihren Füßen kniete und ihre Hand mit heftiger Bewegung an seine Lippen gerissen hatte.

So rasch und unerwartet war dies geschehen, daß Agnes kaum die nöthige Zeit gewann, um sich zu erheben und dem Ungestümen zuzurufen:

„Signor Piotto! — Sie hier? Was ist das, was soll das bedeuten?“

„Das bedeutet,“ rief der Italiener leidenschaftlich, „daß die Sehnsucht nach Ihnen mich verzehrt, daß die Liebe zu Ihnen mir Ruhe, Bestimmung, Ueberlegung und Vernunft raubt. Seit Sie, Grausamste aller Frauen, ohne mir nur den leisesten Abschiedsgruß zukommen zu lassen, Palermo verlassen haben, bin ich kein Mensch mehr, denn seit jenem Zeitpunkte weiß ich, daß ich Sie liebe, wie ein Rasender, daß die Hölle, verglichen mit meiner Dual, ein Paradies ist, daß —“

„Hinaus! — auf der Stelle gehen Sie!“ rief Agnes mit schneidender Stimme, „wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie durch den Wirth des Hotels hinauswerfen lassen soll!“

Ihr zarte kleine Gestalt hatte sich hoch aufgerichtet. Die straff ausgestreckte Rechte wies gebieterisch nach der Thür und ihre Augen funkelten so drohend, daß jeder Andere, als der durch ein Uebermaß von Leidenschaft verblendete Italiener, eine schleunige Entfernung vorgezogen hätte.

Piotto erhob sich. Sein Antlitz war erdfahl, nur seine Augen bohrten sich starr und fest in die erregten Züge der jungen Frau.

„Sie lieben mich nicht, — o, ich weiß es gar wohl!“ erwiderte er langsam, mit einem heiseren Klang in seiner Stimme, „aber Sie werden mich lieben, wenn Sie sich von der Gewalt meiner Leidenschaft überzeugt haben, und dann wird es zu spät sein. Ich bin Ihren Spuren gefolgt wie Ihr Schatten. Ich weiß, daß ich hoffnungslos liebe, allein ich wollte Sie noch einmal sehen, bevor ich sterbe.“

„Nun wohl, jetzt haben Sie Ihren Zweck erreicht!“ rief Agnes voll Ungebuld, „Sie haben mich gesehen. Nun gehen Sie!“ —

„In den Tod?“ —

„Wohin Sie wollen!“

Noch immer wies sie mit flammenden Geberden nach der Thür.

Er nickte, als habe er es kaum anders erwartet. Ehe sie es sich versah, blitzte ein Fläschchen mit einer dunkelblauen Flüssigkeit in seiner Hand. Er schüttelte es ein paar Mal heftig und sagte:

„Wissen Sie, Madame, was dieses Fläschchen hier enthält?“

Sie schüttelte trotzig den Kopf.

„Cyanalium!“ rief er, „daß ich die Wahrheit gesprochen, werden Sie sogleich sehen.“

Er machte sich richtig daran, das Fläschchen zu öffnen.

„Halten Sie ein, Signore!“ rief sie plötzlich mit einem gänzlich veränderten Ausdruck in ihren Zügen. „Halten Sie ein!“

Er sah sie fragend an. Ihr Blick haftete mit einem durchbohrenden Ausdruck auf dem zierlichen Etiquette von rothem Seidenpapier, welches die Firma einer alten bekannten Droguenfabrik enthielt.

„Zweifeln Sie an meinem Vorsatz? Halten Sie mich für einen thörichten Knaben?“ fragte er bitter.

„Nein, nein!“ rief sie kopfschüttelnd. Eine Fluth neuer Gedanken und Combinationen durchkreuzte plötzlich ihr Hirn. „Wenn Lorenzo mich so liebe!“ das war der Grundzug, welcher durch dieses Chaos ging. Warum kam Piotto gerde jetzt? War das ein Spiel des Zufalls oder ein Wink der Vorsehung, die ihr zu Hilfe kam? Wenn sie einmal den Versuch wagte, um sich recht ernstlich von der Liebe ihres Gatten zu überzeugen?

Sie bebte bei diesem Gedanken, und als ihr Blick wieder auf den Italiener fiel, schüttelte ein leiser Schauer ihre Glieder.

Piotto schaute mit einem stehenden und gespannten Ausdruck in ihre Züge.

„Nun?“ stammelte er endlich, „verurtheilen Sie mich zum Tode oder soll ich leben?“

„Leben Sie!“ hauchte die junge Frau kaum hörbar und mit gesenktem Blicke.

„Sie lieben mich also doch ein wenig?“ rief Piotto stürmisch. „Ich bin Ihnen wirklich nicht so ganz gleichgiltig?“

Er wollte auf's Neue ihre Hand ergreifen. Agnes zog sie langsam zurück.

„Hoffen — Sie!“ flüsterte sie in abgebrochenen Lauten, während Röthe und Blässe Pfeilschnell in ihrem Antlitz wechselten und ihre Augen in angstvoller Scheu über den Teppich zu ihren Füßen irten. „Schreiben Sie mir — ich werde antworten, allein ich muß Zeit haben.“

„O! haben Sie tausendfachen Dank für diese Stunde voll des beseligendsten Glückes!“ rief Piotto leidenschaftlich. „Wenn Sie wüßten, hochverehrte Frau —“

„Still!“ unterbrach ihn Agnes, mit der Hand eine abwehrende Bewegung machend, „später, später! nur heute nicht. Mein Mann muß im Augenblick zurückkommen. Gehen Sie jetzt!“

„O, dieser hölzerne kalte Lorenzo!“ rief der Italiener verächtlich, ohne jedoch den Triumph gänzlich aus seinen Zügen verbannen zu können, der aus dem Bewußtsein seiner vermeintlichen Ueberlegenheit entsprang, — „er hat eine Fischblase an der Stelle, wo Unserem das warme fühlende Menschenherz pocht und durch seine Adern schleicht kaltes, träges Blut. Leben Sie wohl, verehrte Frau! ich schreibe Ihnen Ihrem Wunsche gemäß. Vielleicht sehe ich Sie dennoch, ohne daß Sie es wissen. Ich habe ein kleines Zimmer im dritten Stock dieses Hotels gemiethet. Ja, meine hochverehrte Frau, ich konnte wenigstens dem bescheidenen Glück, mit Ihnen zusammen unter einem Dache zu wohnen, nicht entsagen.“

Er schritt mit einer tiefen Verbeugung hinaus. Den finsternen Blick, welchen die junge Frau ihm nachsandte, ihr bleiches Antlitz, den höhnischen, bitteren Zug um die Mundwinkel nahm er nicht wahr.

Erst als sein rascher und doch lazenartiger Schritt draußen auf dem Corridor verhallt war, sank sie wie in tiefer Erschöpfung auf den Divan, schlug mit einem verzweiflungsvollen Ausschluhen die Hände vor dem Gesichte zusammen und gab sich rückhaltlos ihrem Schmerze hin. Lange lag sie so. Die Sonne trat in langsamem Verglähnen hinter die Berge zurück. Um sie her ward es dunkler und dunkler, und auch unten auf der Straße allmählig die abendliche

Stille ein. Als sie nach langem qualvollem Sinnen sich erhob und die Photogen-Lampe anzündete, ließ ein Blick auf die Stuhluhr sie die Bemerkung machen, daß die elfte Stunde bereits vorüber war.

Sie trat mit der Lampe vor das Trumeau. Der Schein des Lichts fiel hell auf ihr blaßes, abgespanntes Antlitz. Sie war sich nie vergrämter, farbloser vorgekommen. Traurig schüttelte sie den Kopf, die Thränen wollten von Neuem hervorbrechen. Sie versuchte zu lächeln, weil es ihr unbegreiflich schien, daß sie weinen sollte. Sie suchte sich in eine ruhigere Stimmung hineinzuzwingen, indem sie sich vorhielt, daß ja streng genommen gar kein Grund zu einem derartigen Schmerzausbruche vorhanden sei; allein ihre Bemühungen waren vergeblich, der finstere Alp ihres jungen Lebens, der nun einmal in dem qualvollen Bewußtsein, man konnte sagen, in der krankhaften Einbildung wurzelte, sie werde von dem Gatten nicht geliebt, wie sie es verdiene, ließ sich nicht verschrecken. Er war wie ihr Schatten. Sie sah ihn, sowie sie sich nur wandte, und wenn sie ihn floh, tanzte er nur um so hartnäckiger vor ihr her.

Sie stellte die Lampe auf den Tisch. Amaranti mußte in jedem Augenblick zurückkommen. Er sollte nicht sehen, daß sie geweint hatte. Sie füllte eine Schale mit Wasser und kühlte das Antlitz mit dem klaren Naß. Dann ordnete sie das reiche blonde Haar in üppige Flechten und zwängte es in ein leichtgeflochtenes, mit blauen Perlen durchwirktes Netz. Im nächsten Augenblick hing ein weißer flockiger Schwanenumantel um die zarten Schultern. Nun warf sie einen zweiten Blick in den Spiegel. Ein hinreißendes Lächeln flog über die weichen Züge.

„Wie eine Madonna!“ bebt es von ihren Lippen. „Ach nein, wie er auch immer sein mag, aber untreu wird er mir nicht. Dieses Schicksal aller gemüthlichen und gelangweilten Frauen wird mir, hoffe ich, gewiß nicht zu Theil werden.“

Draußen hallten Schritte. Sie fuhr zusammen. Sie hätte ja Lorenzo's festen und elastischen Tritt unter Tausenden heraus erkannt. Hastig eilte sie nach der Thür und öffnete sie.

Der Gatte stand vor ihr.

„Guten Abend!“ begrüßte er Agnes im Eintreten, wobei er ihr die Hand reichte und sie auf die Stirn küßte. „puh! was das einmal wieder für eine Hitze war. Du glaubst gar nicht, Agni, wie die Deutchen hier sich nach unserm Circus drängen!“

„Sie sehen ja den großen Thierbändiger Lorenzo Amaranti auch zum ersten Mal!“ sagte die Gattin lächelnd, indem sie die Spiritusflamme unter dem Theekessel anzündete.

„Wir haben heute eine Einnahme von nahezu 600 fl. erzielt, Agni!“

Amaranti hatte sich inzwischen seines Amaviva's entledigt, den Calabreßer bei Seite geworfen und sich behaglich in die Sophaecke zurückgelehnt, wobei er den Rauch in dichten Wolken aus seiner Havanna-Cigarre blies. Er schien nicht die leiseste Ahnung zu haben, daß diese glückliche sonnige Häuslichkeit eine so ernste Schattenseite hatte.

„Eine angenehme Nachricht, lieber Lorenzo!“ nahm Agnes nach kurzer Pause das Wort. „Du wirst überrascht sein!“

„Du machst mich neugierig, Agni! ist das Dromedar angekommen oder die italienische Beutelratte?“

„Nein, Lorenzo!“ rief sie lächelnd, „etwas viel Wichtigeres ist passiert. Piotto ist angekommen.“

„Piotto? So!“ murmelte der Gatte mit getäuschter Miene, indem er sich zurücklehnte. „Ja, er ist sehr anhänglich, der gute Piotto!“

„Freust Du Dich nicht über seine Ankunft, Lorenzo?“

„Gewiß freue ich mich, Agni! nur nimmt es mich Wunder, daß ich ihn, wenn er in der That hier anwesend ist, nicht bei uns sehe!“

„Er war hier während Deiner Abwesenheit, Lorenzo!“

„Ah! nun er hätte warten können. Jedenfalls sehe ich ihn morgen. Apropos! liebe Agni! — der Kameeltiger ist doch ein recht widerspenstiges, boshaftes, tückisches Thier. Ich habe heute so einige sonderbare Bemerkungen gemacht!“

„Ich habe das eben nicht gefunden, lieber Lorenzo! und Du weißt doch, ich habe mich auch viel mit dem Thiere beschäftigt. Mir will es bis jetzt noch immer scheinen, als seien manche Menschen schlimmer, viel schlimmer als die wilden Thiere.“

Sie bereitete mit anmuthiger Geschäftigkeit den Thee. Der Tisch war im Umsehen mit all' den Lederbissen besetzt, welche er liebte. Dennoch wäre einem aufmerksamen Beobachter die eigenthümliche Hast aufgefallen, welche durch ihr Wesen ging.

„Gewiß, Agni, da hast Du sehr Recht! was sollte auch daraus werden, wenn es nicht Menschen gäbe, die stärker sind, als die wilden Thiere.“

„So meine ich's nicht, Lorenzo! nicht stärker, sondern feiger, falscher, grausamer als die Thiere. Doch wieder auf Piotto zu kommen, er war um die sechste Stunde hier. Er hätte gewiß gern gewartet, wenn ich es ihm gestattet hätte.“

„Nun, Du hättest es ihm immerhin gestatten sollen,“ meinte er unbefangen. „Er war gewiß ermüdet von der langen Reise, hatte gewiß Manches zu erzählen und zu fragen!“

„Lorenzo! ein für alle Mal und zum letzten Mal sage ich Dir, es verträgt sich nicht mit meinen Begriffen von Anstand und Frauenwürde, fünf Stunden lang in Deiner Abwesenheit einen Gast bei mir zu sehen, wie diesen Signor Piotto!“

„Unsere Ansichten sind in diesem einen Punkte verschieden, beste Agni! Was Signor Piotto betrifft, so ist er ein langjähriger Freund unseres Hauses und unserer Familie. Daß dieses Thema auf sich beruhen, es wird ein ewiger Zapfen bleiben zwischen uns!“

In ihrem Herzen rangen die verschiedenartigsten Empfindungen um die Oberhand. Verletzter Stolz, das Bekannte der Liebe, Haß gegen den fremden Eindringling, der ihrem Gatten, den sie vergötterte, so viel war, daß er sich feinetwegen mit ihr fast entzweien konnte. Sah er denn gar nicht wohin sie wollte? Er unterschied und sah doch sonst so scharf und hell! —

Noch einen Versuch wollte sie machen, den letzten, der ihrer Ansicht nach möglich war. Sie wollte geradewegs auf ihr Ziel losgehen, den Gatten offen um seine Meinung befragen.

„Wenn nun Piotto vorzugsweise meinerwegen gekommen wäre,“ fragte sie, „wie dann, Lorenzo?“

„Das ist wohl möglich,“ erwiderte er leichtthin, „er sieht

in Dir das Ideal einer Frau und ist gern in Deiner Nähe. Ich finde es natürlich."

"Er findet es natürlich," grollte sie mit finsternem Lächeln in sich hinein, doch sich gewaltsam bezwingend, rückte sie an seine Seite, strich ihm schmeichelnd die rabenschwarzen Locken von der Stirn und fragte in dem süßesten Tone, den anzunehmen ihr möglich war:

"Nicht wahr, Lorenz, Du hast mich doch sehr, sehr lieb?"

"Gewiß," bestätigte er mit treuherzigem Kopfnicken. "Du bist ja mein braves, treues Weib! Doch warum fragst Du nach etwas so durchaus Selbstverständlichem?"

"Weil es mir scheint, als wenn Du trotz Deiner großen Liebe zu mir nicht einmal ein wenig eifersüchtig werden könntest."

"Da kannst Du Recht haben," erwiderte er in einem Tone, in welchem das ganze Phlegma seiner scheinbar kalten Natur zu Tage trat, wenigstens waren diese Worte von einem kaum unterdrückten Sähnen begleitet. "Ich glaube, die Eifersucht ist eine bössartige Krankheit, und es scheint mir, daß, wenn ich von dieser Krankheit befallen würde, ich daran sterben könnte."

"Du sollst sie kennen lernen!" rief es in ihr, während sie sich hastig erhob, den Thee einschenkte und mit einem freundlichen Lächeln, als ob nichts vorgefallen, den Gatten zum Trinken nöthigte. Sie hatte nur auf den Ton, nicht aber auf die Worte selbst gehört und fühlte sich mehr als je durch die Gleichgiltigkeit und Oberflächlichkeit desselben verletzt. Wäre sie weniger aufgereggt gewesen, so hätte sie seine letzte Aeußerung vielleicht mehr beachtet und ein reifliches Nachdenken hätte sie in ihrem Entschlusse wankend gemacht. So aber drängten alle Gedanken und Empfindungen sich in dem Bestreben zusammen, den Gatten alle die wilden Schmerzen, die sie selbst fühlte, empfinden zu lassen.

## X.

Am folgenden Tage, als Agnes aus dem Portal des Hotels trat, um sich nach der Menagerie zu begeben, überreichte der Portier ihr einen Brief, in dessen Absender sie sogleich Signor Piotto vermuthete. Sie ging noch einmal in ihr Stübchen zurück, um ihn mit Muße zu lesen. Scham, Zorn und Schmerz stürmten von Neuem auf sie ein, als sie mit flüchtigem Auge den Inhalt des Briefes durchsah.

Piotto schrieb in den leidenschaftlichsten Ausdrücken. Er sei, was sie auch sagen möge, von ihrer Liebe zu ihm überzeugt. Ihr gestriges Benehmen habe es ihm bestätigt, und es sei auch natürlich, denn nur seine Liebe sei geeignet, Gegenliebe zu erwecken. Er begreife nicht, wie man an der Seite eines so kalten, herzlosen und berechnenden Egoisten wie Amaranti nur eine Stunde zu athmen vermöge. Schließlich beschwor er sie, ihm ein Rendezvous zu bewilligen, um mit ihr das Nöthige wegen der Flucht zu verabreden. Daß sie ihm folgen und vertrauensvoll ihr ferneres Schicksal in seine Hände legen werde, daran zweifle er nicht einen Augenblick.

Wenig fehlte und sie hätte das elende Schriftstück in tausend Stücke zerrissen, allein — sie hatte einmal beschlossen, sich durch nichts mehr von ihrem Ziele abbringen zu lassen,

und wenn irgend Etwas, so war der Brief im Stande, die Liebe ihres Gatten zu erproben. Behutsam faltete sie ihn zusammen. Dann trat sie in das Vorderzimmer, durch welches Amaranti gelangte, wenn er die Wohnung verlassen wollte.

Wie in Eile, zerstreut, hingeworfen, lag das verhängnißvolle Schreiben auf dem Konsolchränken neben dem geöffneten Parfümkästchen und mehreren anderen Toilettengegenständen. Sie warf noch einen letzten triumphirenden Blick darauf und verließ dann das Haus.

Wenige Minuten später hatte sie ihren gewohnten Platz am Eingange des Circus eingenommen. Nie war sie weniger bei der Sache gewesen, als heute. Zerstreut ließ sie Billets und Gelder durch ihre Finger gleiten. Ihr unruhiges Auge musterte angstvoll die schaulustige Menge. Es war ihr, als müsse ihr aus jedem dieser unbefangene Neugierde ver-rathenden Gesichter die Verkündigung irgend eines drohenden Ereignisses entgegenstarren. Einen Augenblick dachte sie daran, zurückzukehren und zur Vorbeugung aller Eventualitäten das compromittirende Schriftstück zu vernichten. Doch jedenfalls war es jetzt bereits zu spät. In diesem Augenblick mußte ja Amaranti den Brief schon gelesen haben.

Peinlich langsam schwand die Vormittagsstunden. Um zehn Uhr pflegte der Thierbändiger nach der Menagerie zu kommen und die Thiere zu besichtigen, mit Scipio zu verhandeln und die Zurichtungen für die Abend-Vorstellungen in Augenschein zu nehmen. Gegen zwei Uhr trat er dann mit der Gattin den Heimweg an, um im Hotel zu Mittag zu speisen, worauf er eine kurze Siesta hielt und die Zeit bis zum Abend mit Lectüre, Spazierengehen oder in Gesellschaft verbrachte.

Unzählige Male warf sie einen Blick auf ihre kleine, goldene Uhr. Endlich wies der Zeiger auf Zwölf und in demselben Augenblick sah sie Amaranti die Allee herunterkommen, welche von der Stadt her an dem großen Platze vorüberführte, in dessen Mitte sich der Circus befand.

"Sollte er den Brief nicht gelesen haben?" dachte sie, als sie ihn gewohnten Schrittes, das Haupt stolz gehoben, die Grüße ihm Begegnender unbefangen erwidern, daher-schreiten sah.

Agnes verschlang mit ihren Blicken jede Bewegung des Gatten, aber als er nur noch wenige Schritte von ihr entfernt war, machte sie die Bemerkung, daß seine Lippen ein wenig fester zusammengedrückt waren, die Wangen um einen Schatten blässer erschienen als sonst.

"Also doch!" tönte es in ihr, während ein Strahl des Triumphs über ihr Antlitz flog.

Im nächsten Augenblick wurde sie jedoch wieder zweifelhaft. Lorenzo schritt seiner Gewohnheit gemäß mit freundlichem Gruß an ihr vorüber. Er wandte sich, schon im Innern des Gebäudes, noch einmal zurück, wie, um ihr etwas zu sagen. In diesem Augenblick trat jedoch Scipio auf den Gebieter zu, um demselben, der bestehenden Einrichtung gemäß, Rapport über verausgabtes Futter zu machen, wobei er irgend eine auf die Thiere Bezug habende Mittheilung zu machen schien.

(Fortsetzung folgt.)

## Plaudereien am Kamin.

### Ein interessanter Gaunerstreich.

Ein Spitzbube, der sich in einer Kirche befand, bemerkte, daß eine Dame eine prächtige goldene Dose aus der Tasche zog. Er stellte sich sogleich hinter sie, und als die Dame ihre Dose wieder eingesteckt hatte, stahl er ihr dieselbe. Kaum hatte der Dieb seinen Griff gethan, als die Dame von Neuem schnupfen wollte, und — ihre Dose vermißte. „Mein Gott!“ rief sie, „meine Dose ist mir gestohlen worden!“ — „Madame, es ist unmöglich,“ erwiderte schnell der Dieb, der noch nicht Zeit gehabt hatte, sich aus dem Staube zu machen, mit größter Ruhe und Unbefangenheit, „suchen Sie noch einmal, Sie werden das Vermißte gewiß finden!“ — Die Dame suchte, aber vergebens. — „Welches Unglück, um eine so prächtige Dose gekommen zu sein!“ rief sie erschrocken aus. „Und — o Gott! — meine Uhr, sollte man mir auch diese entwendet haben?“ fügte sie noch mehr erblickend hinzu. „Doch, Gott sei gedankt!“ beruhigte sie sich bald, „daß ich sie heute zufällig zu Hause gelassen habe.“

„Ich nehme sehr großen Antheil an Ihrem Schicksal,“ ließ sich wieder der Dieb mit der ehrlichsten Miene von der Welt vernehmen, „und hoffe Ihnen zu Ihrem Eigenthum wieder verhelfen zu können. Ich habe einige Freunde unter den ersten Polizeibeamten: ich werde diese von dem Unglück, das Ihnen begegnet ist, sogleich benachrichtigen. Haben Sie nur die Güte, Madame, mir Ihren Namen und Ihre Wohnung zu sagen, damit man Sie von dem Ergebniß der angestellten Nachforschungen in Kenntniß setzen kann.“

Die Dame dankte ihm sehr verbindlich, und unterrichtete ihn bereitwillig von Dem, was er wissen wollte.

Der Spitzbube ging aus der Kirche geradezu ins Haus der Dame, klingelte und sagte zu der öffnenden Kammerjungfer, die gnädige Frau schicke ihn; sie habe ihm gebeten, im Vorbeigehen doch die Uhr abzuholen, welche sie mitzunehmen vergessen habe. Das Mädchen, das den dienstfertigen Herrn nicht kannte, nahm Anstand, ihm das Beforderte auszuliefern. Sobald der Spitzbube die Bedenklichkeiten der Kammerjose merkte, sagte er: „Ich sehe, liebes Kind, Sie kennen nicht den Baron N. Die gnädige Frau hat vorhergesehen, daß Sie Bedenken tragen würden, mir, ohne mich zu kennen, die Uhr zu übergeben. Sie hat mir deshalb eine Legitimation mitgegeben. Kennen Sie diese Dose?“ Mehr bedurfte es nicht, um alle Zweifel des Mädchens zu heben — der Dieb ging mit Dose und Uhr vergnügt nach Hause. Einige Minuten später erschien die Dame und erzählte den ihr in der Kirche zugefügten Verlust. Als sie nun nach ihrer Uhr verlangte und den Besuch des fremden Herrn erzählen hörte, fiel sie vor Schreck in Ohnmacht.

### Amerikanisch.

Geräcker erzählt in seinen „Echos aus den Urwäldern“: Ein Freund von mir hatte eine große Meierei angelegt, aber trotz aller fleißigen Bebauung und trotz dessen, daß er viele Arbeiter dabei beschäftigte, schien die Sache nicht gedeihen oder ihm doch keinen Nutzen bringen zu wollen. Sein Land trug ihm nicht, was es kostete, und vergebens zerbrach er sich den Kopf, woran das wohl liege. Eines Abends, gerade als seine Drescher von ihrer Tagesarbeit nach Hause gingen, wurde einer derselben gerufen, das Pferd eines Herrn zu halten, der eben angekommen war, und der Mann trat, den Hut keck auf die Seite gesetzt, dienstbereit herbei. Das Pferd hatte aber einen scharfen Geruch; es war wacker getraht und ziemlich hungrig geworden und konnte der Anziehungskraft nicht widerstehen, welche der Hut des Mannes ausübte. Ehe es sich dieser versah, fuhr es mit der Nase dagegen, herunter kam der Hut und heraus quoll ein goldener Hafererschauer. Nichts ist so fein

gesponnen, es kommt endlich an das Licht der Sonne. Jetzt wußte mein Freund auf einmal, weshalb er so viel Stroh und so wenig Körner erntete: seine Arbeiter hatten es sich angewöhnt, allabendlich Hütlabungen voll Getreide mit nach Hause zu nehmen.

### Jedes Volk nach seiner Art.

Wenn der Deutsche stark beregnet wird und sehr naß geworden ist, sagt er: „Ich bin bis auf die Haut naß.“ Der Franzose, dem wahrscheinlich das Naßwerden noch unangenehmer ist, geht noch weiter und sagt: „Ich bin naß bis auf die Knochen.“ Noch nasser wird der Spanier, welcher versichert, „daß er bis auf's Mark naß sei.“ Noch schlimmer geberdet sich der Araber. Dieser sagt: „Ich bin naß bis in die Gedärme.“ Nasser kann also wohl Niemand werden, als der Araber.

### Eine Verwechslung.

Ein Kaufmann, der neben anderen auch Tauschgeschäfte machte, wurde zur Uebernahme einer bedeutenden Partie Handschuhe und eines fast gleichen Postens Strümpfe genöthigt. Für Beides fehlte es ihm an Gelegenheit zu schnellem Absatz, er wendete sich deshalb an zwei auswärtige Geschäftsfreunde, um sich die gedachten Waaren vom Lager zu schaffen, und zwar sandte er die Handschuhe einem Hause zu Leipzig, die Strümpfe einem Kaufmann zu Magdeburg mit dem Auftrage, ihren Verkauf zu vermitteln. Beide ermächtigte er, für die in Rede stehende Waare allenfals andere in Tausch zu nehmen. Nach einiger Zeit erhielt er aus Leipzig die angenehme Nachricht, daß es gelungen sei, die Handschuhe gegen beifolgende Waare umzutauschen, und fast gleichzeitig traf auch aus Magdeburg ein Ballen nebst der Mittheilung ein, daß mit den fraglichen Strümpfen ein ganz annehmbares Tauschgeschäft gemacht worden. Beim Deffnen der Colli fanden sich denn richtig die Handschuhe und die Strümpfe unseres Kaufmanns, welche der Leipziger und der Magdeburger gegen einander ausgetauscht hatten, um sie ihm nebst Spesenrechnung wieder zuzusenden.

### Aus China.

Die Aerzte in China sind zugleich Apotheker und verschreiben daher immer eine Menge Drogen; dagegen hilft sich der Chinese und handelt mit dem Arzt über den Werth und Preis der verordneten Arzneyen, verlangt minder theure, läßt welche weg, um es billiger zu haben, wenn sie auch langsamer wirken; zuletzt läßt sich der Arzt auch einen Rabatt gefallen, sonst möchte der Kerl in eine andere Bude gehen, um sich da heilen zu lassen. Oft überlegt der Familienrath auch erst kalt, ob bei dem hohen Alter des Patienten und bei der Hoffnungslosigkeit das Geld auch noch daran zu wenden sei und ob man die Sache nicht lieber gehen lasse. Mitunter rath der Kranke auch selbst, lieber einen besseren Sarg zu kaufen, da er doch einmal sterben müsse. Dann schickt man den Arzt heim und läßt den Sargmacher kommen. Der Tischler nimmt bei lebendigem Leibe dem Kranken Maß zum Sarge; auf dem Lande wird dieser wohl auch unter seinen Augen auf dem Hofe verfertigt. Auf den Sarg giebt man viel. In großen Städten sind Magazine voll lackirter Säрге. Vermögende kaufen sich einen schönen und heben ihn im Hause auf, schenken auch wohl ihren alten Eltern einen Sarg, die dadurch angenehm überrascht werden.